

Ostpreussen-Warte
HEIMATBLATT ALLER OSTPREUSSEN

Nr. 9 | Verlagsort Göttingen | Dezember 1950 | Einzelpreis 0,35 DM | Jahrgang 1

Heimatliche Weihnachten



Dr. phil. habil. Erhard Riemann

In der Weihnachtszeit gehen unsere Gedanken mehr noch als sonst in die alte Heimat zurück. Wie ein tröstendes Bild in all dem Leid unserer Zeit steigt die heimatliche Weihnacht mit ihrem friedlichen Zauber vor uns auf, und in die Traurigkeit der kahlen Flüchtlingsstube leuchtet der Glanz des heimatlichen Weihnachtszimmers. Wir glauben, das Gefühl der Geborgenheit wiederzuerleben, das uns einst gerade in der Weihnachtszeit erfüllte, und plötzlich steht auch all das schöne, alte Brauchtum wieder ganz lebendig vor uns, das die Phantasie des Volkes aus alter Überlieferung heraus um dies schönste aller Feste in der Heimat gesponnen hatte.

Zum festen Bestand der Weihnacht gehörte auch in Ost- und Westpreußen der Weihnachtsbaum. Aber auch bei uns war er noch nicht sehr lange bekannt. Vom Elsaß aus, wo er sich 1605 in Straßburg zum ersten Mal nachweisen läßt, breitete er sich allmählich über das ganze deutsche Volksgebiet aus. Im Ordensland ist er, wie überhaupt in Norddeutschland, erst im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgekommen, und zwar zunächst wohl in den Städten und auf den großen Gütern. Schon aus dem Jahre 1800 wird uns berichtet, daß der Graf Carl Ludwig Alexander Dohna-Schlodien für seine Gutsleute und ihre Kinder in Döbern und Deutschendorf Kr. Pr. Holland Jahr für Jahr den Lichterbaum mit Geschenken zu schmücken pflegte. Nach Danzig soll der Brauch nach 1815 durch versetzte Beamte und Offiziere aus Berlin mitgebracht worden sein. In den 40er Jahren war der mit Wachslichten, Zuckerwerk, Äpfeln, Nüssen, Papier- und Rauschgoldschmuck, Puppen und andern Geschenken behängte Tannenbaum schon in den wohlhabenderen Häusern des Oberlandes und Natangens zu finden, und um 1848 brannte in Königsberg in jedem Hause der Lichterbaum.

Im Ostteil Ostpreußens hat sich der Weihnachtsbaum erst etwa seit 1870 durchgesetzt, anfangs noch dazu als ein kleines, in einen Blumentopf gepflanztes Bäumchen. In Natangen bauten die weniger Begüterten statt dessen ein „Wintajreensboomke". Es bestand aus drei übereinanderstehenden Äpfeln, die mit Holzstöckchen zusammengespickt waren. Der unterste Apfel hatte vier Stäbchen als Füße, während der oberste ein Licht trug. Die Äpfel waren ganz mit Wintergrün besteckt und gelegentlich noch etwas vergoldet. Auch zu unserer Zeit begnügten sich alte, alleinstehende Leute manchmal mit ein paar Tannenzweigen, die sie in einen Blumentopf oder in einen Apfel steckten.

Der Westpreuße Bogumil Goltz schildert in seinem Buch „Ein Jugendleben" eine Weihnachtsreise zu seinen Eltern nach Ostpreußen, die er als kleiner Junge etwa im Jahr 1808 mitmachte. Besonders beeindruckte ihn der große „Tannenbaum mitten aus der Heide, in eine große Bütte mit nassem Sande gepflanzt, so daß der goldene Apfel auf der Spitze beinahe die Zimmerdecke anstieß", und der „neue Zinnteller, so gleißend wie eitel Silber, auf dem die Thorner Pfefferkuchen, die Marzipanstücke, die Nüsse, die Rosinen und Mandeln und die roten Stettiner Äpfel lagen, und endlich eine Schachtel mit gedrechselten Heiligenbeiler Spielsachen von Kaddig- (d. i. Wachholder-)holz." Königsberger Marzipan gehörte also schon damals auf einen richtigen ostpreußischen Weihnachtsteller.

Ursprünglich ein Weihnachtsbrauch waren auch die Bittgänge der Tannenweiber und -kinder im Samland, in Königsberg und in einzelnen Teilen Natangens, die aber seit 1870 in Vergessenheit geraten sind. In den 1840er Jahren trugen diese „Dannewiewer" oder „Dannekinder" einen mit bunten Bändern, Knastergold u. dgl. ausgeputzten kleinen Tannenbaum durch die Straßen und in die Häuser, und für Königsberg waren ihre eintönigen Gesänge, zu denen sie ihre Bäumchen rhythmisch hin- und herbewegten, einstmals genau so charakteristisch wie die Straßenrufe der Fischweiber. Den auch sonst, namentlich zu Neujahr üblichen Wunschversen („Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch") schickten sie immer ein paar merkwürdige, in ihrem Sinn nicht sicher zu deutende Verse voraus, die wohl auf ältere, nicht mehr verstandene Formeln zurückgehen. Um 1840 hatte sich dieser alte Weihnachtsbrauch schon auf die Fastnachtszeit verlagert.

Vom Weihnachtsmann wissen die alten Ostpreußen noch alle, daß dieser Brauch in ihrer Jugend kaum üblich war und erst allmählich sich Eingang verschafft hat. Der „Wiehnachtsmann" erschien fast überall nur innerhalb der Familie, und es war selten, daß er durch das ganze Dorf von Haus zu Haus ging und dafür kleine Geldgeschenke bekam.

Auf dem Lande hatte sich auch viel vorchristliches Brauchtum erhalten. So aß man früher im Ermland am ersten Weihnachtsfeiertag ein Erbsengericht, die „Wiehnachtsarfte" oder „Hilljechristarfte", und fütterte auch das Geflügel mit Erbsen, das Vieh mit Erbsen und Erbsenstroh. Im evangelischen Natangen und Barten aß man die Erbsen am Neujahrstag. Dies Gericht sollte Menschen und Tieren Segen bringen. Auch in sprichwörtlichen Redensarten lebte dies Weihnachtsgericht. So sagte man in Trautenau Kr. Heilsberg von einem Schwerkranken: „De wat de Wiehnachtsarfte nich mehr äte." Im Kreis Pr. Eylau in der Gegend um Landsberg buk man noch um die Jahrhundertwende Tierfiguren ud fütterte damit am Weihnachtstag Vieh und Geflügel.

Im Südteil Ostpreußens gingen bis zum letzten Kriege in den Weihnachtstagen die „Sternsinger" um. Man nannte sie auch „Sternjungens" oder „Die Weisen aus dem Morgenland." Einer von ihnen trug auf einer Stange einen drehbaren Papierstern, in dem ein Licht brannte. Die Begleiter des Sternträgers waren die Heiligen Drei Könige. Sie hatten weiße Hemden an und trugen goldene Papierkronen oder hohe, spitze Papiermützen auf dem Kopf. Einer von ihnen, der den König aus dem Mohrenland darstellen sollte, hatte sein Gesicht schwarz gemacht. Er trug vielfach ein an der Spitze blutigrot gefärbtes Schwert, was an den Kindermord des Herodes erinnern sollte, und eine kleine Puppenwiege mit einer Puppe darin. Ein anderer spielte auf einem „Brummbaß", einem Lärminstrument, bei dem auf ein Brett Draht- oder Bindfadensaiten über eine zugleich als Steg und Resonanzboden dienende Zigarrenkiste gespannt waren. In manchen Gegenden sollen die Heiligen Könige anstelle des Brummbasses einen „Brummtopf" mitgeführt haben, ein ebenfalls als Geräuschinstrument dienendes Fäßchen, bei dem ein Boden mit Schweinsblase oder Leder überzogen und ein Schweif von Pferdehaaren aus der Mitte dieses Überzugs herausgeführt war. Zu den Brummtönen des Brummbasses oder Brummtopfes trugen sie in eintönigem Sprechgesang ihre altertümlichen Lieder vor.

Die Umzüge der Sternsinger sind wohl Reste alter szenischer Spiele. Von ursprünglicher Handlung sind aber nur noch kümmerliche Reste vorhanden. So fragen die Weisen aus dem Morgenlande vielfach noch bei Herodes nach der Bedeutung des Sterns, den sie gesehen hätten. In manchen Dörfern des Oberlands wurde auch der Kindermord zu Bethlehem ganz drastisch vorgeführt, wobei sich dann einer der Könige plötzlich in einen Schergen des Herodes verwandelte und mit seinem Schwert das Judenkind von Bethlehem in der Wiege erstach. Aber auch Reste des mittelalterlichen Kindeswiegens lebten in den ostpreußischen Sternsingerspielen, und so konnte sich plötzlich einer der Könige in die Rolle der Maria versetzen und sagen:

„Ach Joseph, Joseph, komm herein,
Ach hilf mir wiegen das Kindelein!
Komm, hilf mir wiegen die ganze Nacht,
Bis daß der helle Tag erwacht!"

und ein anderer als Joseph ein Wiegenlied singen:

„Schlaf sanft, schlaf wohl, du liebes Kind,
Derweil die Engel bei dir sind.
Die hüten dich in deiner Ruh,
Schlaf sanft und mach die Augen zu!"

Im Osten der Provinz schaltete man nach der Begrüßung das schöne, wohl aus dem 17. Jahrhundert stammende Lied von den drei armen Seelen vor der Himmelstür ein, das in Treuburg in folgender Fassung gesungen wurde:

„Es stehen drei Seelen wohl hinter der Tür,
Mit Jammer und Not treten sie herfür.
Ach, liebe Seele, was weinest du?
Was findet dein armes Herz keine Ruh?
Was soll ich nicht weinen, du lieber Gott?
Ich hab' übertreten die zehn Gebot.
Hast du übertreten die zehn Gebot,
So fall auf die Knie und bete zu Gott,
Und bete zu Gott mit allem Fleiß,
So wird er dir schenken das Paradeis!"

Auch Spuren alter Hanswurstszenen ließen sich bisweilen in den Sternsingerspielen noch beobachten. In Arnswalde Kreis Angerburg trat ein Hanswurst mit einer Flasche auf und sagte:

„Ich bin der kleine Hanswurst, ich eß' auch 'ne Wurst,
Ich trink auch gerne Bier und Branntwein ohne Durst!
Und wer's nicht glaubt, der kann's probieren! Gluck! Gluck!
Drei Halben auf einen Schluck!"

Die Sternsinger- oder Dreikönigsspiele, die sich mit erstaunlicher Zähigkeit in mündlicher Überlieferung von Generation zu Ge-



Im Dom zu Frauenburg: *Die Geburt Christi auf einem Flügel des ehemaligen Hochaltars von 1504*

Elche ausgerottet

Vier sowjetische Neusiedler, die im Frühjahr 1950 aus der Wolga-Tartaren-Republik in die Gegend von Königsberg umgesiedelt worden waren, wurden von einem Volksgericht in Königsberg zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, weil sie innerhalb von sieben Monaten das gesamte Wild auf der Kurischen Nehrung vernichtet und das Fleisch auf dem Schwarzen Markt in Königsberg verkauft hatten. Diese Tartaren sollen auch die 1948/49 aus Polen eingeführten Elche erlegt und als Pökelfleisch angeboten haben.

„Sabotage"

Der ehemalige Gutsbesitzer Hans Lippold wurde von der Großen Strafkammer des Sowjetzonen-Landgerichts Stendal zu neun Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er die Mitte 1944 aus Ostpreußen nach Mitteldeutschland evakuierten Trakehner Pferde bei den jetzigen Tierhaltern erfaßt und Besitzrechte der im Bundesgebiet ansässigen Eigentümer geltend gemacht habe. Die Urteilsbegründung lautete auf „Sabotage".

Wenig besiedelt

Wie ein nach dem Westen geflohener deutscher Lokomotivführer — der ständig Reparationszüge aus der sowjetischen Zone nach Rußland zu bringen hatte — berichtete, sei die Besiedlung in Ostpreußen nur an wenigen Stellen durchgeführt worden. Meist lägen die ehemals blühenden deutschen Dörfer verlassen und verwahrlost da, vor allem im Gebiet Königsberg — Heiligenbeil—Pillau. Den deutschen Eisenbahnern war es verboten, ihre Wagen in diesen Gebieten zu verlassen. Pillau selbst sei für Deutsche gesperrt, die Züge würden dort von den Russen selbst in den Hafen hineingefahren.

Ostpreußen siedeln

In diesen Tagen wurde der Truppenübungsplatz Ahrbrück als Neuland an Heimatvertriebene übertragen. Auf diesem Gelände werden 10 Gemeinden erbaut werden, in denen Tausende von Bauern, Handwerkern und Forstarbeitern aus Ostdeutschland eine neue Heimat finden sollen. Der Bau von Wasserleitungen und die Wiederherstellung des Straßennetzes durch Ostpreußen und Schlesier wurde bereits begonnen.

Hilfe für die Trakehner?

Der im Niedersächsischen Landtag eingebrachte Antrag, Mittel für die Erhaltung der Trakehner Pferdezucht bereitzustellen, wurde einstimmig angenommen und dem Ernährungsausschuß überwiesen, der in Verbindung mit der Regierung für die Erhaltung der Stammzucht Sorge tragen soll.

Heimatliche Weihnachten (Forts. von Seite 1)

neration erhalten hatten, gehen auf kirchliche Spiele des späten Mittelalters zurück.

In Masuren wurden neben diesen volkstümlichen, kleinen Szenen der Sternsinger in den Häusern auch alte Krippenspiele in den Kirchen aufgeführt, die angeblich seit Menschengedenken mündlich überliefert und Jahr für Jahr aufgeführt wurden.

Wenn jetzt in der Fremde die Glocken zur Weihnacht läuten, wird manche ostpreußische Mutter mit Wehmut daran zurückdenken, wie sie einst als junges Mädchen in der traulichen hölzernen Dorfkirche ihres masurischen Heimatdorfes als Maria bei der Krippe saß, und es wird ihr wie uns Ostvertriebenen allen das Herz besonders schwer werden in dem Gedenken an die alte Heimat.

Frohe Weihnachten und ein gesegnetes neues Jahr!

Allen Heimatfreunden, Lesern und Freunden der „Ostpreußen-Warte" wünschen wir ein frohes Weihnachtsfest und gleichzeitig ein gesegnetes, glückliches neues Jahr. Müssen wir alle das Hohe Fest wiederum fern unserer geliebten Heimat verleben, so möge unsere Zeitschrift wie ein Stück Heimat unserer Lesergemeinde in den Festtagen Freude bringen!

Wenige Monate sind es erst her, seit die „Ostpreußen-Warte" zum ersten Male erschien. Aus vielen Hunderten von Zuschriften konnten wir immer wieder erkennen, daß unsere Zeitschrift allen ostpreußischen Heimatfreunden wirkliche Freude gebracht hat. Die Zustimmungen gaben uns nicht nur Kraft, das begonnene Werk fortzusetzen, sondern waren auch der schönste Lohn für die nicht immer leicht zu bewältigende Aufgabe, die wir uns gestellt hatten.

Mit unseren Wünschen sei deshalb auch unser tiefempfundener Dank an jeden einzelnen Leser verbunden, der im vergangenen Jahr in treuer Gemeinschaft zu uns stand. Unser besonderer Dank gilt auch allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, die uns eine Fülle von guten Beiträgen in Wort und Bild zur Ausgestaltung unserer Zeitschrift zur Verfügung stellten.

Wir wissen sehr gut, daß wir noch viele Mängel abzustellen haben, aber, gestützt auf die Treue unserer Leser und Mitarbeiter, wollen wir angestrengt bemüht sein, die „Ostpreußen-Warte" weiter auszubauen und noch reichhaltiger zu gestalten. Alle Heimatfreunde mögen uns helfen, den Leserkreis zu erweitern, denn unsere Zeitschrift soll das geistige Band werden, das alle Ostpreußen umschließt.

In Liebe und Treue grüßen wir unsere Ostpreußen-Heimat!

Ostpreußen-Warte

Der Provinzialausschuß macht ein Wettrennen

Unsere „Ostpreußen-Warte" brachte unlängst einen trefflichen Aufsatz über Ostpreußens Landeshauptleute, in dem diese führenden Männer nach ihren Verdiensten, aber auch nach ihren Eigenarten gewürdigt wurden. Ja, unsere Heimatprovinz hat das Glück gehabt, an der Spitze ihrer Selbstverwaltung nicht nur hervorragende Verwaltungsfachleute, sondern ausgesprochene Charaktere gehabt zu haben. Und Männer von Format haben eben dann auch ihre Eigenarten, die sie dann ihren Mitbürgern als Originale im besten Sinne des Wortes erscheinen lassen. So auch der Landeshauptmann Dr. h. c. Graf Brünneck, von dessen Eigenwilligkeiten hier schon erzählt wurde.

Niemand, der mit ihm zusammen gearbeitet hat, wird seine philosophische Ruhe und Überlegenheit vergessen, mit der er den Menschen und Problemen entgegentrat. Auf diesen Mann paßte aber auch der alte Römerspruch: Nihil humanum anihi alienum! (Nichts Menschliches ist mir fremd.) — Auch die Äußerlichkeiten! Der Herr Landeshauptmann schnupfte sogar, er nahm also ab und zu einen guten ostpreußischen „Schniefke". Wer aber schnupft, kann keine weißen Taschentücher gebrauchen, und so sahen wir denn unsern verehrten Landeshauptmann bei feierlichen Anlässen, wie etwa bei der Eröffnung des Provinziallandtages in einem eigenartigen, schwarzen Rock, ähnlich einem Gehrock vor den Abgeordneten stehen, eine feierliche Rede haltend und sich ab und zu — zum Entsetzen der „fein"-sein-wollenden Leute — mit einem richtigen roten Instmannstaschentuch beachtlicher Größe die Nase schneuzen. Er war eben so und mußte so sein. Aber ich wollte eine viel erfreulichere Geschichte erzählen, und die war so:

Der damalige Provinzialausschuß umfaßte neben mehreren Abgeordneten der Deutschnationalen und der Sozialdemokraten auch je einen Vertreter der Deutschen Volkspartei, der Demokraten, des Zentrums, der Kommunisten und der Deutschvölkischen. Es waren also alle vertreten, aber sie vertrugen sich alle sehr gut, wie es für gute Ostpreußen selbstverständlich ist. Alle Debatten wurden von ernster Sachlichkeit und von Verständnis für den politischen Gegner getragen. Unsere heutigen Parlamentarier hätten sich ein Beispiel daran nehmen können. Diese gute Zusammenarbeit übertrug sich denn auch auf das Verhältnis der Ausschußmitglieder außerhalb der Sitzungen.

Bei einer mehrtägigen Besichtigungsfahrt des gesamten Provinzialausschusses gemeinsam mit den zuständigen Beamten des Landeshauses war man auch nach Insterburg gekommen. Die Landesfrauenklinik war besichtigt und am Nachmittag wurde noch der berühmte Turnierplatz aufgesucht. Man saß etwas abgespannt von den ewigen Besichtigungen auf den Tribünen und erfreute sich an der grünen Rasenfläche, die von Fluß und Buschwerk eingerahmt war.

Da sagte einer der Herren: „Ein prachtvoller Rennplatz, man bekommt direkt Lust, da mal ein Stück zu laufen." Das Wort zündete und jemand schlug vor: „Wie wär's, wenn der Provinzialausschuß und die Landesräte statt mit Reden mal mit den Beinen ihre Kräfte messen würden?"

Es sollte wohl nur ein Spaß sein, aber unser Landeshauptmann griff die Anregung auf: „Gut, meine Herren, das wollen wir machen. Eimal rund herum um die kleinste Bahn. Ich mache mit!"

Zuerst allgemeine Heiterkeit, aber schon stieg der Landeshauptmann zur Bahn herunter, Kommunist und Völkischer folgten sogleich und dann auch etwas zögernd die Mehrzahl der anderen. Nur, wer mit Herz und Lunge nicht ganz auf der Höhe war, blieb auf der Tribüne. Mit einem Taschentuch wurde der Start gewinkt und über die große Rasenfläche, auf der sich sonst die edlen Trakehner tummelten, sausten in edlem Wettkampf der ehrbare Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen mit den Mannen des Provinzialausschusses und seiner Verwaltung. Einigen ging zwar die Puste aus, aber die meisten hielten durch, auch der Kommunist Sauff mit seinem ansehnlichen Bauch. Die Tribüne klatschte vor Begeisterung und abends wurde bei dem Vorsitzenden des Ausschusses, Dr. Brandes in Althof-Insterburg das sportliche Ereignis 1. Ranges mit einem Umtrunk gefeiert.

Als nach einigen Monaten eine Versammlung alles Landeshauptleute in Berlin stattfand, beklagte sich der Rheinländer über die Schwierigkeiten, die er mit den Parteien, besonders mit denen von ganz links und rechts hätte. Unser Graf Brünneck antwortete ihm ruhig lächelnd: „Das gibts bei uns in Ostpreußen nicht. Im Gegenteil, da muß ich den Kampfgeist noch schüren und mit meinen Männern erst ein sportliches Wettrennen veranstalten, wo Kommunist und Zentrumsmann nebst Deutschvölkischen mit mir um die Palme kämpfen."

Der Rheinländer glaubte, der Ostpreuße mache einen Witz, aber der damalige Erste Landesrat Dr. Blunck konnte alles als Teilnehmer dieses Rennens bestätigen.

Dr. Bruno Paul

Ostpreußen-Warte

Eichland-Verlag, Göttingen, Obere Karspüle 39, Postfach 522, Postscheckkonto Hannover 25 991, H. K. Wander, Göttingen, Fernruf 3907.

Herausgeber u. verantwortl. Hauptschriftleiter **Hellmuth Kurt Wander.**

Die Ostpreußen-Warte erscheint monatl. einmal. Einzelnummer 35 Pfg., vierteljährlich 1.05 DM. Bestellungen: bei jeder Postanstalt oder beim Verlag. Anzeigenverwaltung: Göttingen, Obere Karspüle 39. Anzeigenpreis für die 46 mm breite Millimeterzeile 30 Pfg., für Familienanzeigen 20 Pfg. — Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages in Fällen höherer Gewalt kein Entschädigungsanspruch.

Druck: Bohrßen & Co., GmbH., Göttingen.

Feddertalk / *Von Wanda Wendlandt*

Et geiht äwre Brigg
un dräggt de Bedd oppe Rigg?

Deutlich sehe ich sie vor mir, die steinerne Brücke, die „Mole", weit in das bleigraue und sturmgepeitschte Haff ragen. Längst schon hatten sich die ständigen Tourendampfer mit langgezogenem dreimaligen „Tuten" für den Winter verabschiedet und nur selten noch kündigte ein schrilles Pfeiffen etwa einen schwarzbauchigen Frachtdampfer, einen schnittigen Schlepper, der sich vor einen ungefügen plumpen „Boydack" gespannt hatte, für eine kurze Visite an: Die Mole gehörte wieder den breiten schwarzen Fischerkähnen mit den Kurenwimpeln, und schwere Holzklumpen, „Gänserümpfe", schlurften und stapften über die blankgewetzten Granitblöcke. Auf dem „Geländer" hockten zu Hunderten Möven und Seeschwalben und umflatterten mit schrillem Gekreische die Fischerboote. Statt der Tausenden von Sommergästen — Füßen in Sandalen, in Opanken, in Pumps, in Boots- und in jeder nur möglichen Art von Schuhen, die die Sommermonate hindurch über die bunten Steine gehüpft, getrippelt, geglitten und gestolpert waren, watschelten und „ruschelten" nun andere Gäste, „barfoot un hebbe kein Schoh".

Als stolze Segelfregatten waren sie über das weite Haff gezogen, hatten gefischt und geschmaust im Rohr, geplustert und sich geputzt und gesonnt im weichen warmen Sand der Inseln, hatten sich mit hellen Fanfarenstößen auf Störenfriede und Angreifer gestürzt und wilde Schlachten geschlagen mit klatschenden Flügelschlägen, den ganzen Sommer hindurch. Noch plusterten sie sich und schüttelten sich und wackelten stolz mit dem Steert im Vollgefühl dessen, daß sie jetzt niemand mehr von der Brücke vertrieb, — aber nicht lange mehr und Martini war heran, wo es galt, „de Bedd", den weichen Federflausrock auszuziehen. Zwar nicht in der grausamen Manier, wie ich sie in Sachsen kennenlernte, wo im Spätsommer den Gänsen bei lebendigem Leibe die Daunenfedern vom Bauch gerupft und somit zweimal Daunen „geerntet" wurden, sondern gleich voll und ganz auszuziehen, als Schlußpunkt nach einem reichen, erfüllten, in seinen Möglichkeiten voll erschöpften stolzen Gänseleben. Wie duftet Ihr noch heute in der Erinnerung köstlich, Ihr Festtagsbraten der alten Heimat!

— — —

Das Federschleißen, der „Feddertalk", fand bei uns zu Hause stets in den „Zwölfen" statt, in dieser Zeit über Weihnachten und Neujahr mit den endlos langen Abenden, die dadurch gut ausgenutzt wurden. Ohnehin durfte ja in dieser Zeit nichts Rechtes vorgenommen werden, nicht Waschen, nicht Brotbacken, nicht Dreschen und nichts, was irgendwie mit Drehen zusammenhing — nicht etwa aus wirklichem Aberglauben, sondern aus fröhlichem Festhalten an alten Sitten und Gebräuchen. Da wurde dann besonders früh zum Abendbrot gegessen und danach der große Eßtisch ausgezogen und auf ihm die flockige Fülle der Federzüchen und Säcke entleert. Nach und nach fanden sich dann die weiblichen Hausgenossen und die aus dem Dorfe zum „Feddreriete" entbotete Weiblichkeit, sämtlich angetan mit möglichst hellen Blusen, großen hellen Schürzen und weißen Kopftüchern und in dieser sommerlichen Gewandung mitten im dunkelsten Winter einen ungewohnten freundlichen, ja festlichen Anblick bietend, um den Tisch ein und begann, mit kleinen Messern bewaffnet, das langwierige Werk. Die „Herrlichkeiten" verzichteten durchaus auf jede Teilnahme an der Arbeit und zogen sich qualmend in die Ofenecke zurück, von hier aus sich mit Vergnügen an der Unterhaltung zu beteiligen und die fleißigen Werkerinnen zu necken, was ihnen, wenn die Neckereien gar zu arg wurden, häufig die gerechte Strafe eintrug, eine Handvoll Federn ins Genick gestopft zu bekommen. Der Ofen strömte behagliche Wärme, die Petroleumlampe summte und ebenso das Geplauder. Da mußte doch ausgiebig erörtert werden, daß Schmidts Lene mit Schulzes Karl geht, trotzdem das die Alten gar nicht wollen, und daß sie schön dumm ist, sich mit dem einzulassen, wo er doch so ein Windbeutel sei; daß Mellers Frida nun doch noch mit ihrem Schnösel aus der Stadt Hochzeit machen wird, wovon sie schon seit drei Jahren redet und was schon kein Mensch mehr geglaubt hat und was die Erna, die als Brautjungfer eingeladen ist, wohl für einen Marschall kriegen wird und was für ein Kleid sie anziehen will; und daß die „alte Burgemeistersche", die schon so alt ist, daß sie kein Mensch anders als unter dieser Bezeichnung kennt und die trotzdem noch täglich und bei jedem Wind und Wetter zu ihrer Tochter ins Nachbardorf gewandert ist, nun doch wahrscheinlich sterben wird und da sicher das ganze Dorf „folgen" wird.

Aber schließlich hat man alle diese und andere auf- und anregende Fragen und Möglichkeiten eingehend von allen Seiten beleuchtet. Tante Minchen, die immer so gerne ein Lied hört, besonders wenn die Erna mitsingt, „die zweite Stimme", bittet um ein Lied und Erna lächelt geschmeichelt, ziert sich ein bißchen und läßt sich bitten, um dann doch loszulegen mit „Sah ein Knab ein Röslein stehn" und „Mariechen saß weinend im Garten". So geht es denn weiter Lied um Lied und jeder hat dann immer noch ein Lieblingslied, das er durchaus zu Gehör bringen oder selbst hören will. „Aufhören! Aufhören!" bitten wir Kinder, denn für die melancholische Poesie von „Holderstrauch" und „Aus der Jugendzeit" haben wir naturgemäß kein Verständnis.

Mutter kommt uns zur Hilfe, denn die arbeitenden Finger passen sich dem langsamen Rhythmus der getragenen Weisen an, was die Arbeit nicht sehr fördert. Sie schlägt Nachsprechen vor und wir Kinder sind entzückt, denn da sind wir den Großen über: Wenn sie auch noch neunmal hintereinander „Neege moal neege veggelettblau Band" und „Witt Hundke rennd rund omme Berg, Barg ös rund, Hund ös bunt" schaffen, so wird ihnen doch siebenmal hintereinander „der Kottbusser Postkutscher putzt den Kottbusser Postkutschkasten" und „Tante Trudchen trägt Teebretter" schon erheblich schwer, und ganz zur Unmöglichkeit siebenmal „Fischers Fritz frißt frische Fische" und gar „Schniedersch Scheer schnett scharp".

Die zungenbrechenden Kunststücke lösen beträchtlichen Jubel aus und Tante Minchen trocknet mit dem Schürzenzipfel ihre nassen Augen und bringt nun ihrerseits ihre altbekannten Rundsprechspiele vom Schlächter, der geschlachtet hat den Ochsen, der gesoffen hat das Wasser, das gelöscht hat das Feuer, das gebrannt hat den Knüppel, der geschlagen hat den Hund, der gebissen hat die Katze, die gefressen hat die Maus, die zernagt hat das Band vom Schlüssel vom Schloß zu der Tür vom Hause des hölzernen Mannes. Und „dies ist eine Mütze, eine Pelmütze, eine echte, rechte doppelt gefütterte Fuchspelzmütze; die schickt der Herr Kant aus Brand und läßt sagen dabei, daß er ein echter rechter, doppelt gefütterter Fuchspelzmützenmachermeister sei. Und seine Frau Katharina sitzt hinter dem Ofen und flickt die echte rechte, doppelt gefütterte Fuchspelzmütze, und was sie dabei verdient, wird verzehrt in Kaffee, Semmel und Persika".

Aber der Abend ist lang und die Stimmung muß frisch und die Augen wachgehalten werden, und was wäre dazu besser geeignet als Rätselraten. Und so geht es denn los:

Schwart Kluck opp fierge Eier? (Topp oppe Fier).

Wo liggt de Gans am warmste? (önne Pann)
Wer ätt met twee Läpels? (de Hoaske)
Wie wiet geiht de Ent önpe Woater? (Bet se schwemme kann)

Wenn hefft de Hoaske Teenrieting? (wenn em de Hund biete)

Wie kömmt de Heister oppe Suu? (bunt)

Wenn hefft de Meller dat meiste önne Mehl? (wenn he bloß dem Kopp ute Fönster stöckt)

Stallke voll witte Gäns onne rod Ganter? (Tähne un Tung)

Wenn koame Barg on Leeg (Tal) tosamme? (Wenn e Puckliger önne Groave fällt)

Warom hängt de Deef? (weil de Ströck to kort ös)

Wat rennt de Barg runder un lett dem Zoagel boawe? (de Wollklue)

Wat ös onrecht un doch kein Sind? (dem rechte Sock oppe linke Foat to teene)

Wat moake de Marjelles biem Melke? (kromme Finger)

Wo lett de Scheeper de Pitsch, wenn he to Möddag geiht? (annem Stock)

Wieväl Nägel bruukt e Peerd, wo got beschloage ös? (Goarkeine mehr)

Wat fer een Boart ward nich länger un wenn he ok keinmoal balbeert ward? (de Schletelboart)

Und wieder tut sich auch hierbei die Erna sehr hervor und anerkennendes Gemurmel kommt aus der Ofenecke, so daß die Klara neben ihr eifersüchtig sich ärgert und nun mit zwei ganz schweren Rätselfragen rausrückt:

Twee sehne dem Wech, twee heere dem Wech, twee wiese dem Wech, veer gohne dem Wech, veer hänge dem Wech un eener pitscht hinde noa? (e Koh: Ooge, Ohre, Herner, Feet, Tette un Zoagel)

Und: Veer Teertonne, veer ruche Nonne, Schminkschmank un e Fießbiedel damang? (Fuhrwerk: 4 Räder, 4 Pferde, Kutscher und die Peitsche)

Und sie hat denn auch die Genugtuung, daß niemand das raten kann, bloß Tante Minchen, die die Lösungen schon kannte.

Aber damit wird denn nun auch mit der Arbeit für heute Schluß gemacht, denn trotz allem läßt sich ein verstecktes Gähnen und heimliches Recken nicht länger leugnen und es ist ja auch schon 2 Uhr, also eine für Wachsein und Arbeiten völlig ungewohnte Zeit. Der ganze Fußboden ist mit Federposen bedeckt und die Lampe völlig eingehüllt in einen duftigen Daunchenschleier. Eiligst werden nun die letzten Federn vom Tisch in die Züchen verstaut, die Posen zusammengekehrt, der Tisch abgewischt, denn nun kommt Tante Minchen mit der dicken braunen Kaffeekanne und Tassen und hinter ihr große Ladungen Napf- und Streußelkuchen. Bei dem guten starken Bohnenkaffee leben die stumpfgewordenen Lebensgeister wieder auf zu Lachen und Scherzen und lustiges Geplauder der Heimgehenden klingt durch die Winternacht, wohl gar noch fröhliche Jauchzer, wenn von etwa begleitenden jungen Burschen eine frischfröhliche Schneeballschlacht inszeniert wird.

E. v. Olfers-Batocki-Tharau:

Nochmals: „De Dokter is dammlich?“

Nachdem ich mit großer Freude das Erzählchen vom Doktor gelesen, krame, oder besser, krassele ich auch in meinen medizinischen Erinnerungen. Da bei uns auf dem Lande nicht immer der Arzt erreichbar war und es dazumal noch keine Gemeindeschwestern in den Kirchspielen gab, kümmerte ich unerfahrenes junges Ding ohne jede Vorkenntnis mich gern um die Alten und Kranken. Dabei erlebte ich Dinge, wie sie in letzter Zeit nicht mehr vorkamen, denn jetzt war eine Schwester da, und auch die jungen Frauen und Mädchen wurden zu „erster Hilfe“ angelernt. In meiner Jugend, also vor 50—60 Jahren, gab es noch alte Weiberchen, die das „Raten“ meisterhaft verstanden. Es wurde eine Garnspule vom Spinnwocken über das kranke Glied gerollt und dabei ein Vers — Mittelding zwischen Zauberspruch und Bibelvers — geraunt. Er durfte nirgends bekannt werden; dennoch habe ich einen solchen Spruch erfahren. Der half nämlich gegen Zahnschmerzen. Wenn man bei Vollmond auf dem Wäschesteg am Bachesrande stehend vor sich hinsprach:

„Eck bidd di, lewet Mondkelicht,
hälp du mi färe Tänegicht,
datt se nich rite,
datt se nich splite,
datt se nich spille,
datt se nich verkille,
im Namen des Vaters usw.“

Hatte jemand Krampfadern, bekam er unweigerlich eine Binde mit Essigwasser um den Kopf gewickelt, denn „dat titt aff“. — Gegen aufgescheuerte schlimme Zehen galt als heilsames Rezept: „Gehackte Regenwürmer, auf Spiritus abgezogen, durchgesiebt und mit dieser Mixtur Umschläge gemacht. Eine alte Frau trank auch diesen Schnaps und schwor darauf, daß dann die Wirkung noch besser wäre. Unser alter Hirt gebrauchte frischen Kuhmist, um eine Geschwulst zu heilen. Gegen Forken- oder Spatenstich galt nasser Torf als Heilmittel (Nuvos-Erde?) und gegen Halsschmerzen ein Umschlag mit Buttermilch. Magenwürmer vertrieb man mittels roher Rhabarberstengel. Ganz leise möchte ich noch erwähnen, daß, als ich einem Mädchen eine gute Frosttinktur anbot, ich entrüstet zurückgewiesen wurde mit dem energischen Worte: „Ach wo, dat ut der Dokter-Apothek? Dat will eck nich — eck beende Feet in der Nachtskann“.

Aber nun möchte ich von der Praxis des Schäfers erzählen, der des Gutes Tierarzt vorstellen wollte. Bei Kälberdurchfall wurde Tee von Weidenrinde gekocht und mittels einer Schnapsflasche dem kranken Tier ins Maul gegossen. Litt ein Pferd am dicken Fuß, wurde roter Lehm in einen Sack getan, der kranke Fuß hineingesteckt, zugebunden und immer wieder angefeuchtet; bei Mauke hingegen mußte der Fuß trocken bleiben und wurde mit zerklopfter Holzkohle schwarz gepudert. Ein geschickter Operateur war unser Kuhmeister. Wenn er, was streng verboten war, doch die Herde gegen Wind auf frischen Klee gejagt hatte, blähte zuweilen eine Kuh auf. Ganz heimlich nahm er ein Stück Stacheldraht, stach mit dem Messer ein Loch in den hochgedunsenen Magen der Kuh und steckte den Stacheldraht hinein, damit die Luft aus dem Magen entweichen konnte. Die Leute waren viel klüger als ich, dennoch fühlte ich mich höchst notwendig, wenn einmal der Kreuzburger Doktor nicht gleich zur Stelle sein konnte.

Unser lieber Dr. Wolff — so viele Jahrzehnte ich ihn kannte — wurde er nicht älter und nicht jünger, er blieb so, wie er war. Besonders im Winter sah man ihn oft die Chaussee entlang fahren — in allen möglichen Wägelchen und Schlittchen wurde er aus der Kleinstadt in die Dörfer und Güter geholt. Dann sah man nur seine pflaumenähnliche Nase zwischen Pelzmütze und Pelzkragen hervorleuchten, und auf diesem gewaltigen Vorbau saß eine riesige blaue Brille. Ich erwartete ihn eines Tages an einem Insthaus, wohin ihn unser Schlitten brachte. Immer näher kommendes Gebimmel der Glocken meldete ihn an. Die Mutter des kranken Kindes lief ihm aufgeregt aus dem Hause entgegen: „O ne — o ne — Herr Dokter — de Jung ward starwe. — Jo, jo, je starwt mi undere Händ —“ — „Ruhig, ruhig, Frauchen, lassen Sie mich mal erst meinen Pelz ablegen“. Uns voraus in die Stube tretend, löste er das blanke Messingschloß vom blumengestickten Pelzgürtel, zog umständlich und schnaufend das dicke, nach Mottenpulver riechende Kleidungsstück aus, und warf es mir zu, da kein so schwerwiegender Nagel in der Wand war. Ich sank beinahe in die Knie, als ich den dicken Schafpelz auf meinen jungen dünnen Armen fühlte. Unterdessen zeterte die Frau: „Wat dee Jung ok to liede häft! Sulk Hitt im Kopp un so kolde Feet! Un tom Graff moake is de Erd so hart jefrore! Ach, trutster Herr Dokter, hälpes em durch! Dammlicher Jung — So lang up Is geschorrt uper Marjelkul — un natte Feet — eck sägg — eck sägg — eck sägg!“ In der Zeit hatte der behäbige Arzt sich langsam ans Bett gesetzt, erst den wackligen Schemel auf sein Gleichgewicht prüfend. Er zog das Fieberthermometer aus der Tasche, und mit ängstlichen Augen beobachtete die Frau, wie der Arzt das Quecksilber niederschlug und nach seiner Taschenuhr sah. Gleich steckte er die wunderliche Glasröhre unter den Arm des Kindes. Nun strich die Mutter mit ihrer Schürze mehrmals schluchzend über ihre tränenden Augen. „Still, Frau“, befahl der Doktor, zog den Fiebermesser wieder aus der Achselhöhle, las die Striche ab, schlug das Quecksilber wieder hinunter. „Ich schick ne Flasch“, bestimmte der Arzt, tun sie, was drauf zu lesen ist —“ „Eck kann, eck kann, Herr Dokter“. — „Schütteln Sie die Flasche, daß kein Grund absetzt“ — „Schönke, Herr Dokter“ — „3× täglich, steht drauf geschrieben. Lassen Sie den Jungen 8 Tage zu Bett. Beim Eessen Diät halten“. Mir waren die Arme abgestorben und war froh, den Pelz los zu werden.

Nach ein paar Tagen kam Dr. Wolff wieder. Sein blaues Schnupftuch strich nach rechts und links über den feuchten Bart. Es war Schlackwetter. Wieder hatte ich mich eingestellt. Freundlich grüßte Dr. Wolff, ohne die Pelzmütze vom Kopf zu ziehen: „Na, Frauchen, was macht der Jung?“ Die Frau strahlte: „Dee is all bute — up Is!“ „Aber Frau!“ „Trutstes Herr Dokterche -- eck bedank mich auch dusendfältig —“ Und sie küßte den nassen Pelzärmel. „Eck häbb ok akrat so jemoakt, wie de jnädje Herr Dokter befohle hadd. Eck häbb dat Flaschke jeschlackert ok nojelese, wat drup jeschräwe stund un denn klemmd eck em dem Junge undere Arm un denn häbb eck no em Sejer jesehne, so wie de Herr Dokter moaket un denn dat Flaschke wedder värjetoge un wedder jelese un jeschlackert, na dreemal häbb eck so jemoaket. Un jistre blänkerte em all de Ooge no Kartoffelflinse un wie eck wär Koh melke jegange, da wär de Jung all upper Marjelkuhl un schorrd, datt em man so de Metz vom Kopp flog! Wie kann eck mi blossig bin Herre Dokter bedanke, dutt mi de Jung is lewig jeblewe!“

„Höcher rop!“

Ein ostpreußischer Bauernjunge diente in Berlin bei der Garde. Zu Hause hatten sie ein Schweinchen geschlachtet, und seine Mutter schickte ihm ein Päckchen mit Wurst.

Der Junge mußte auf Wache. Da packte er schnell eine schöne Leberwurst in den Tornister und marschierte mit seinen Kameraden ab.

Bevor er seinen Posten vor dem Schilderhaus bezogen, schnitt er sich ein ordentliches Ende Wurst ab, steckte es in den Mund und fing an zu kauen.

Auf einmal kommt der König vorbei. Er hat eine einfache blaue Uniform ohne Abzeichen an. Der Soldat kennt ihn nicht. Aber zur Vorsicht hört er mit dem Kauen auf.

„Was ißt er da?“ fragte der Alte Fritz.

„Ei, roade Se doch“, sagt der Junge.

„Ist es Mettwurst?“ „Höcher rop!“ „Blutwurst?“ „Nänä, höcher rop!“ „Na, dann ist es Leberwurst?“ „Getroffe, getroffe.“

„Na“, meint der König, „nun rate er, wer ich bin!“ „Se sön wohl Leitnant“, sagt der Soldat. „Höcher rop!“ „Am End all Hauptmann?“ „Höcher rop!“ „Doch nich all Generoal?“ „Höcher rop!“ „Denn könne Se kein andrer sön, wie de Kenig!“ „Getroffe, getroffe!“ sagt der Alte Fritz.

Da ruft der Soldat: „Varflucht nochmoal! Dann halte Sie mi doch moal e böske de Worscht! Denn mot ök joa foorts präsentäre!“

Ostpreußen-Schach

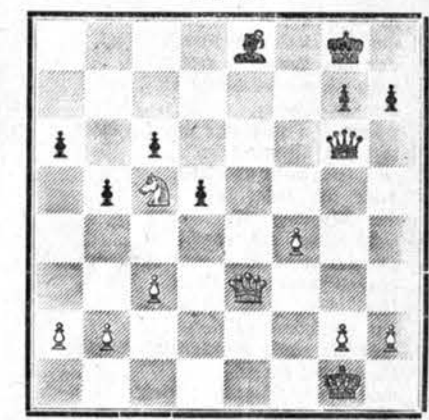
Vom Altmeister C. Ahues

Die Eröffnung falsch behandelt

Wer sich in der spanischen Eröffnung auf die offene Verteidigung mit Se4: einläßt, muß diese auch genügend kennen, sonst kann er leicht böse Erfahrungen machen. Wie schwer die auftauchenden Probleme sein können, beweisen die Neuerungen, die das hochentwickelte russische Schach gerade in dieser Eröffnung herausgebracht hat. Hier eine Partie aus einem Turnier in Freiburg im Breisgau, in der der Verteidiger positionelle wichtige Felder preisgibt und logischerweise ein unrühmliches Ende findet.

Weiß: Sutterer (Baden-Baden); Schwarz: Wettach (Freiburg) 1 e2—e4 e7—e5 2 Sg1—f3 Sb8—c6 3 Lf1—b5 a7—a6 4 Lb5—a4 Sg8—f6 5 0—0 Sf6×e4. Meist wird hier das solidere Le7 gespielt 6 d2—d4 b7—b5 7 La 4—b3 d7—d5 8 d4×e5, Lc8—e6 9 c2—c3 . . . Die Russen spielen neuerdings De2 nebst Td1 und der Drohung c4 9 . . . Lf8—e7 10 Lc1—e3 . . . Sonst kommen noch Te1, Sbd2 in Frage. Als weniger gut gilt hier a4 10 . . . 0—0 11 Sb1—d2 Sc6—a5. Meist wird der Springer d2 vorher abgetauscht 12 Sf3—d4 Se4×d2 13 Dd1×d2 Sa5×b3?. Ein schwerer positioneller Fehler, da Weiß nunmehr in dem Besitz des Feldes c5 gelangt. Richtig war c5 mit der gegebenen Fortsetzung 14 Se6: fe6: 15 Lc2 Sc4 16 Dd3 g6 usw. 14 Sd4×b3 c7—c6 15 Le3—c5 . . . Damit hat Weiß eine strategisch weit überlegene Stellung erreicht 15 . . . Dd8—c7 16 Dd2—d4 f7—f6. Um sich nicht langsam aber sicher totdrücken zu lassen 17 Lc5×e7 Dc7×e7 18 Ta1—e1 Ta8—e8 19 Te1—e3 f6×e5 20 Te3×e5 Tf8—f5 21 Tf1—e1 . . . Der Druck in der e-Linie macht sich bereits unangenehm bemerkbar 21 . . . Tf5×e5 22 Te1×e5 De7—f6 23 Sb3—c5 . . . Jetzt wird es kritisch, da De 3 droht und auch der a-Bauer angegriffen ist. 23 . . . Df6—g6. Droht Db1+ und matt. 24 Dd4—e3 Le6—f7. Wieder droht Db1+ nebst matt in 3 Zügen 25 Te5×e8+ Lf7×e8 26 f2—f4! . . . Kühn gespielt! Wenn die schwarze Dame sich entfernt, wird die Stellung des schwarzen Königs haltlos. Schon droht f5.

Wettach



Sutterer

26 . . . Dg6—b1+. Der Gewinn des Bauern ist doch zu verlockend 27 Kg1—f2 Db1×b2+ 28 Kf2—g3 Le8—f7 29 De3—e5 h7—h6 30 f4—f5! Db2—d2 31 h2—h4; . . . Nimmt der Dame das wichtige Verteidigungsfeld g5 31 . . . d5—d4. Das Opfer nutzt nun auch nichts mehr 32 c3×d4 Dd2—c3+ 33 Kg3—h2 Dc3—c4 34 Sc5—d7 Dc4—d5. Übersieht die Mattdrohung, aber auch Kh8 war hoffnungslos wegen der starken Antwort f6! 35 De5— b8+ Kg8—h7 36 Sd7—f8+ nebst matt in wenigen Zügen durch Sg6+.

Heiligabend der Heimatlosen

Von Gerhard Eschenhagen

Nun feiern wir die Heilge Nacht
Fern dem geliebten Land.
Um Heim und Glück sind wir gebracht,
Die Armut zu uns fand.

Das Licht der Heimat losch uns aus,
Doch leuchtet uns der Stern
Wie nie zuvor im innern Haus,
Im ewigen des Herrn.

Denn wer zu seinem Dienst bestimmt,
Wohnt nicht im reichen Glück,
Und was uns heut das Schicksal nimmt,
Kehrt heiliger zurück.

In einer kargen Krippe lag
Das Christuskind. Sein Licht:
Nur aus dem Dunkel kommt Sein Tag,
Auch uns vergißt ER nicht.

FRITZ KUDNIG:

Das zerbrochene Milchkännchen

Heute früh zerbrach mir unter den Händen unser Milchkännchen. Und ich kann nicht verhehlen, daß mir darob — so seltsam es klingen mag — eine kleine Weile regelrecht mein Herz wehtat.

Ihr werdet mich auslachen und sagen: „Wie lächerlich! Was hat ein Milchtopf mit dem Herzen zu tun?“

Nun, vielleich mehr als ihr denkt. Doch ihr wißt ja nicht, was gerade dieses Kännchen für meine Frau und mich bedeutete.

Wir waren Hals über Kopf aus der Heimat geflüchtet, den Feind dicht auf den Fersen. Nicht mehr als das, was wir am Leibe und in den Händen trugen, hatten wir retten können. Schon wenige Minuten nach unserer gemeinsamen Flucht wurden wir durch ein grausames Schicksal bereits voneinander getrennt. Wochen lang hörten wir immer wieder von Schiffen, die auf Minen gelaufen, torpediert oder durch Bomben vernichtet worden waren. Jeder von uns zitterte unablässig um das Leben des anderen. Nach vielen vergeblichen Versuchen bei fünfundzwanzig Grad Frost und wütendem Schneesturm war es mir endlich gelungen, auf ein Schiff zu kommen, obwohl dies sein Fassungsvermögen schon bei weitem überschritten hatte. Die Ernährung der zahllosen Menschen mußte eines Tages zur Katastrophe werden. So hatte ich bald den Hunger kennen gelernt. Und auch manche der vielen verwundeten Soldaten liefen mit leichenblassen, stumpfen, starren Gesichtern und mit verglasten Augen herum.

Täglich eine Scheibe Brot ist zu wenig für einen Menschen. Und selbst nach dem dünnen Wassersüppchen mußte man bei Frost und Schneesturm oder später in klatschendem Regen vier bis fünf Stunden auf dem offenen Deck anstehen; weil die Köche meistens nichts mehr hatten, wenn man endlich bis zu ihnen vorgedrungen war. Was sind zwei winzige Kessel bei mehr als sechstausend überhungerten Menschen?! Die letzten kamen zu ihrer Mittagssuppe, weil sie zwei-, ja dreimal danach anstehen mußten, manchmal erst in der halben Nacht.

Die Stimmung war vulkanisch geladen. Und es kam zu Szenen, vor deren Häßlichkeit man noch in der Erinnerung erschrickt.

Oft war man dem Umfallen nahe, weil auch an Schlaf in all diesen eisigen Nächten kaum zu denken war. Wir lagen ja, eng zusammengefercht, fast unter freiem Himmel; unter der offenen Ladeluke im Bauche eines schwer zerschossenen Schiffes, durch dessen granatenzerfetzte Wand der Nachtwind pfiff. Und dennoch hielt man die Qual des stundenlangen Anstehens aus, weil man eine förmliche Gier nach etwas Warmem hatte — und weil einem das Leben trotz all der Nöte seltsamerweise immer noch lieber war als der Tod; und das, obwohl man sich in verzweifelten Stunden den Tod auf dieser Fahrt fast täglich als Gnadengeschenk vom Himmel erflehte.

Doch eines Tages war man Schiff, Hunger, Frost, Torpedos und Seeminen glücklich entronnen und am Ziel angelangt.

Da geschah ein erstes Wunder: ich fand meine Frau wieder, um die ich wochenlang Tag und Nacht gebangt hatte. — Und es geschah ein zweites Wunder: gute Menschen nahmen uns auf und halfen, ergriffen von unseren Elendsgesichtern, mit dem Allernötigsten aus. Und unter diesen Dingen, die für uns, die wir alles verloren, schon an sich unschätzbare Werte waren, — unter diesen Dingen war auch das Milchkännchen gewesen, das mir heute früh in den Händen zerbrach.

Eine junge Frau, die selber nicht im Überfluß lebte, hatte es uns geschenkt. Wir waren schon beim ersten Anschauen entzückt davon. Mit froher, liebevoller Hand waren bunte Blumen darauf gemalt; die leuchteten auf dem sonnegoldenen Töpfchen, als wären sie lebendig und soeben frisch aus dem blühenden Garten geholt.

Glaubt mir, die junge Frau, die es uns lächelnd reichte, hätte uns ebensogut ein ganz gewöhnliches Milchkännchen überlassen können. Sie schenkte uns gerade dieses, weil sie ahnte, daß wir daran besondere Freude haben würden. Sie behielt das unscheinbare für sich. Sie brachte ein heimliches Opfer dabei. Denn auch sie muß an diesem blumenlustigen Kännchen ihre Freude gehabt haben.

Nun sagt mir nicht wieder: „Welche großen Worte um Nichts!“ Mißt man aber Opfer nach dem Geldeswert? Muß man sie nicht nach dem Herzen messen, aus dem sie kommen? O, ihr ahnt nicht, wie tief und froh wir jener jungen Frau gedankt haben. Wie es uns, zum ersten Male nach unserer bitteren Flucht, ein Lächeln der innersten Freude auf die zersorgten Gesichter zauberte, weil wir nach all dem Bösen, dem wir begegnet waren, endlich eine warme Menschenseele fühlten, die uns wohltun wollte. Und nun könnt ihr es wohl verstehen, warum mir heute früh für einige Augenblicke mein Herz wehtat, als mir dies fröhliche Blumenkännchen plötzlich in meinen Händen zerbrach. — Auch sogenannte tote Dinge haben ein Leben für uns, das uns Freuden und Leiden bringt, wenn wir mit unserer Liebe an ihnen hängen.

Und wer ist — ich frage euch alle — wer ist unter uns schon so reif und abgeklärt innerlich, daß er der uralten Lehre aller Weisen wirklich nachzuleben vermag: sein Herz an Nichts in dieser Welt zu hängen?!

An alle Abonnenten!

Bitte beachten! Sehr wichtig!

Alle Bezieher der Ostpreußen-Warte, die bisher unsere Zeitschrift unter Streifband direkt zugestellt erhielten und die bis Dezember einschl. das Bezugsgeld direkt an den Verlag gezahlt hatten, sind nunmehr von uns zum Postbezug angemeldet worden. Der Postbote wird nunmehr das Bezugsgeld in Höhe von 1,05 DM in diesen Tagen für das nächste Quartal (1. Jan.—31. März 51) bei Ihnen kassieren. Wenn die Postbote wider Erwarten bis zum 23. ds. Mts. das Bezugsgeld nicht kassiert haben, gehen Sie, bitte, selbst zu Ihrem zuständigen Postamt und erneuern das Abonnement auf die Ostpreußen-Warte, damit keine Unterbrechung in der Belieferung eintritt.

*

Wir bitten Sie ferner in allen Fällen, in denen Sie unsere Ostpreußen-Warte unpünktlich oder gar nicht erhalten, sich zunächst an ihren Briefträger bezw. Ihr zuständiges Postamt zu wenden, das in erster Linie Abhilfe schaffen wird.

Erst dann, wenn dies zu keinem Erfolg führt, bitten wir Sie, uns zu benachrichtigen.

*

Wir bitten alle Postbezieher bei Anschriften-Änderung dies in jedem Falle Ihrem Briefträger bezw. Ihrem zuständigen Postamt mitzuteilen, damit Ihnen unsere Zeitschrift an Ihrem neuen Wohnort zugestellt wird.

Streifbandbezieher teilen Ihre neue Anschrift unmittelbar dem Verlag mit.

*

Sämtliche Ausgaben der „Ostpreußen-Warte“ ab Nummer 2 sind noch vorrätig. Sie können gegen Einsendung von 0,35 DM je Nummer beim Verlag angefordert werden.

Unsere Rehe / Text u. Bilder von SABINE HOTH

Wenn ich diese beiden Aufnahmen hervorhole, die ein Stück Heimat sichtbar werden lassen, so stehen mit einem Schlage die so grausamen kalten Kriegswinter vor mir und in diesen beiden Bildern zusammengefaßt die hellsten und innerlich schönsten Stunden dieser an Mühsalen so reichen Zeit. Wir ostpreußischen Landleute haben wohl alle noch eine Fülle von Erinnerungen schauerlichster Art aus diesen Kriegswinterszeiten in Erinnerung, da es jeden Tag von neuem galt, Mittel und Wege zu finden, um all das Leben, das uns anvertraut war, vor Kälte zu schützen und ordnungsmäßig zu versorgen. Sei es nun Mensch oder Tier.

Ich weiß nicht mehr, aus welchem Jahre die Bilder stammen. Es ist auch gleich. In den beiden kalten Kriegswintern wiederholten sie sich. Die Erlebnisse waren ähnlich, und davon will ich erzählen.

Seit Jahrzehnten haben wir Raps oder Rübsen angebaut, einen großen Schlag. Auf diesem Feld standen Winter für Winter die Rehe der näheren Umgebung. Es kam vor, daß wir 50—60 Stück zählten, und so manches schöne Bild ist mir in Erinnerung. Zwar waren die Schäden im Frühjahr dann oft recht erheblich, aber unsere Jäger- oder besser Hegerherzen gönnten dem notleidenden Wild diesen Anteil an der Ernte. Nun, da die schwere Kälte und der viele Schnee kam, konnte diese „Weide" natürlich nicht mehr nützen, und wir begannen unsere täglichen Futterfahrten.

Tag für Tag, etwa um zwei Uhr mittags, wurde der kleine Holzschlitten, den uns vor Jahren mal ein geschickter Bauer aus Wolynien gebaut hatte, angespannt. Er hatte ihn nach russischer Art gebaut — breit und mit einem Holzrahmen herum. „Ihr Deutschen versteht ja keine Schlitten zu bauen", sagte er, „ich will Euch einen bauen, da werdet Ihr noch an mich denken!" Tatsächlich: dieses Schlittchen erwies sich allen Anforderungen gewachsen. Alle ostpreußischen Kutscher und Kutschierer können wohl Geschichten erzählen von umgekippten Schlitten. Dieses Schlittchen ist uns zwar manchesmal in den hohen Schneeverwehungen, die wir ja fast immer als erste durchfahren mußten, in den tiefen Schneegleisen stecken geblieben, aber umgeschmissen haben wir es nie. „Der schmeißt nicht um" sagten wir, wenn uns bei argem „Stiemwetter" besorgte Blicke folgten.

O, was für Unwetter haben wir erlebt! Schneesturm, daß die Augen nicht mehr aufgehen wollten, Kältegrade, die man vorher nie gekannt hatte. Und dennoch — dennoch war diese Fahrt die Stunde des Tages, der Lichtblick im Grau des Alltags. Unsere Rehe kannten uns, d. h. dieses Fuhrwerk bald. Wir fuhren jeden Tag und immer um dieselbe Stunde hinaus. Ein Bund Kleeheu und ein Sack mit Rübenschnitzeln, gemischt mit Spreu, wurde aufgeladen. Zwei Pferde kamen für die Fahrt in Frage, keine anderen, denn Rehe und Pferde waren aneinander gewöhnt und erschreckten sich gegenseitig nicht mehr. Wir hatten einen geschützten Platz ausgesucht dich am Weg, an einer Stelle, da man umkehren konnte, unter lichten jungen Fichten und doch so weit frei, daß man wohl eine Aufnahme machen konnte. Wie oft hatte ich den Apparat mit und wie selten kam ich dennnoch „zu Schuß". Es ist nicht so leicht, Wild zu photographieren.

Wir hatten einen bestimmten Pfiff, der weit übers Feld und durch den Wald zu hören war und den sonst niemand kannte. Selten nahmen wir jemand mit und auch nur jemand, dem wir sehr vertrauten. Vertreten durfte uns auch nur in ganz seltenen Fällen unser Kutscher, der ein sehr feines und natürliches Gefühl für Tiere besaß. Bald wurden wir zur gewohnten Zeit erwartet. Waren die Rehe zu Anfang noch flüchtig, so durften wir doch bald, wenn wir abgeladen und das Schlittchen umgedreht hatten, dableiben. Wie nah, zeigt unser Bild. Es waren wenige Schritte. Dort hielten wir dann still, pfiffen noch einige Male und lernten so „unsere" Rehe kennen. Oft hatten wir 20 und mehr gleichzeitig da. Die Böcke hatten bald ihren Namen und auch von den Ricken kannten wir einige. Kamen wir mal aus irgendeinem Grunde zu früh, so war selten jemand da. Wir mußten erst weit zu unserm Rapsfeld hinüberpfeifen, bis wir bemerkt wurden, denn unsere Rübenschnitzel sollten ja nicht frieren.

Waren wir gesehen und gehört worden, so kamen sie dann schnell daher, oft in langer Kette, eines hinterm anderen. Geschah es einmal, daß unser Schlittchen oder Pferd gebraucht wurde, wir also erst später fahren konnten, so hatten die Tiere wohl lange vergeblich gewartet. Sie waren dann manchmal wieder aufs Feld gezogen, um den Hunger zu stillen. Dann hatten wir ein sehr schlechtes Gewissen, denn unsere Rehe verließen sich ja in ihrer Not auf uns. Kam es vor, daß wir etwas verspätet erschienen, eilten einige „alte Kunden" uns bis zum Hof entgegen und folgten dann in einigen Abstand dem Schlitten.

Als im Frühjahr der Schnee schmolz, blieb die Futterstelle verlassen. Wir pfiffen umsonst. Kam dann aber — wie nicht selten in unsrer Heimat — noch ein Nachwinter, nochmals Schnee und Kälte, so erwarteten uns unsere Rehe mit größter Selbstverständlichkeit zur gewohnten Stunde.

Im zweiten Winter hatten wir schnell unsere Freunde wieder da, und bald gewöhnten sich die Fremden und die junge Generation an die Futterstelle. Schon am zweiten Tag, nachdem wir unsere Fahrten wieder aufgenommen hatten, erwarteten uns ganz vertraut einige alte Ricken. Nie durften wir zu Fuß kommen. Dann waren die Rehe genau so flüchtig wie vor anderen Spaziergängern, und auch der gewohnte Pfiff nützte nichts. Die Tiere kannten eben das Ganze: den Schlitten, das Pferd, die Menschen dazu.

Unsagbar groß war trotz aller Bemühungen die Not des Wildes in jenen Wintern. Wir haben es sehr vor Augen gehabt. Und so manches schöne Stück konnten wir nicht retten. Mehr als einmal brachten wir ein krankes, erschöpftes Tier mit nach Hause in den Stall, im Gedanken an eine Ricke, die wir vor Jahren einmal im Stall gepflegt hatten und die so vertraut geworden war, daß wir sie im Frühjahr bis zum Wald hinausgeleiten durften. Diese Rehe starben alle. Nie vergesse ich einen Bock, ein so edles starkes Tier, das nicht mehr weiter konnte. Ich habe sein Sterben miterlebt, seinen letzten Herzschlag gefühlt, und er war mir in jener Stunde nicht weniger nah als ein Mensch, den Gott gerufen hatte und dessen Lebenslicht am Erlöschen war.

Die Gedanken gehen über Meilen hinweg in die Heimat. Verödet ist der Wald. Das Wild vernichtet, ausgestorben... Wird es jemals wieder möglich sein, dort noch einmal Rehe zu hegen? Wir hoffen es. — Und der heranwachsenden Generation künftiger ostpreußischer Jäger wollen wir immer wieder erzählen von unserem Land mit seinem Wild. Und sollte es uns nicht mehr vergönnt sein, dort einmal neu zu beginnen, so sollen sie wissen, daß ihr Heimatland ein Land der Tiere war und wieder sein wird, wenn sie es mit offenem Blick und Herzen in seiner Art erfassen und den Tieren wieder Raum geben werden.



Rübenschnitzel und Heu für unsere Rehe

Der Engel

Heimlicher,
der Du Dich nicht enthülltest,
der Du dennoch erfülltest,
wonach meine Seele rief.
Da ich schlief,
warst Du mit mir im Raume;
tief im Traume
sah ich Dein Gesicht,
hört' ich Dein Wort,
das Wunder mir versprach.
Und wurd' ich wach,
Du wölbtest über mir ein Dach,
ein schimmernd Dach.
Und alles, was zerbrach,
Du goldetest es neu,
daß ich's mit Kinderaugen sah;
Du warst so nah,
und dennoch endlos fern;
das aber, was geschah,
das Tröstende,
geschah durch Dich.
Verbirg Dich weiter, Engel,
heimlich, ganz verborgen,
birg auch mich.

Wanda Friese

Carla v. Bassewitz:

Weihnachtliche Häuser in der Heimat

Wer von den ostpreußischen Weihnachtssitten den Brummtopf und den Schimmelreiter kennt, wußte darum noch nicht, wie es in den Wochen vor dem Fest bei uns aussah. In der hart arbeitenden Landbevölkerung, so schwer der Kampf mit dem rauhen Klima und der kurzen Wachstumsperiode sein mochte, lebte der Sinn für alles Schöne und Festliche — wie es in der Heimat der Bernsteinschnitzerei, der Heimwebekunst, der Ordensburgen und barocken Kirchen auch nicht anders möglich war.

Zunächst freilich mußte für die wirtschaftliche Sicherung der Haushalte zum Fest gesorgt werden. Das war von jeher eine solide Grundlage für seelische Erhebung.

Das „Weihnachtsschwein" war verarbeitet, die Würste für die städtischen Verwandten, Geschäftsfreunde und Verkäufer bezeichnet — die Weihnachtsenten, bisher extra gesperrt und gefüttert, lagen sauber gerupft in der kalten Kammer und sollten nun, in buntes Papier mit Tannenzweigen hübsch zurechtgemacht, verschickt werden.

Der herbe frische Waldgeruch der 4jährigen Tännchen, die, in Töpfe gepflanzt, Treppenpfeiler und Wohnstubenecken schmückten, und die Adventskränze in Diele und Eßzimmer, an denen kleine rote Äpfel an dünnen Silberfäden im Luftzug schaukelten, mischte sich mit dem Duft der scharfen Pfefferkuchengewürze aus Großmutters Zeiten, der alle Treppen heraufkroch und in alle Stuben drang. Wo wird wohl so viel Piment — bei uns kurz „Gewürz" genannt, und Nelken verwandt wie in Ostpreußen?

Aus der Küche schallt leise der Gesang der Backenden. Kinder, Hausfrau, Mamsellchen und Mädchen; jedes hatte sein Amt. Der geschickteste Junge bezog Weihnachtsmänner und Engel mit weißem, Schweinchen und Herzen mit rosa Zuckerguß. Das kleinste Mädchen legte Mandeln auf die dicken braunen Plattenkuchen, die nach dem Backen in Vierecke geschnitten wurden. Sie steckte das Zünglein dabei aus vor Eifer.

Dazu erklangen voll und klar — der Tertianer sang schon zweite Stimme dazu — die alten Advents- und Weihnachtslieder.

„Vom Himmel hoch, Ihr Englein kommt — eia — eia —", „Kommet Ihr Hirten, Ihr Männer und Frauen —", „Lobt Gott, Ihr Christen allzugleich, auf seinem höchsten Thron —", und das ewig schöne in der alten Fassung, halb lateinisch, halb deutsch: „In dulce jubilo — nun singet und seid froh — unseres Herzens Wonne leiht in presepio, und leuchtet als die Sonne matris in gremio — alpha es et o!" Die kleinen Humanisten unter den Kindern, die als Schüler des ehrwürdigen Königsberger Friedrichs-Kollegiums von Sexta an Latein hatten, verstanden es, und die anderen lernten es leicht.

Im Gang an der Tür blieben die Kriegsgefangenen, die als Landarbeiter im Betrieb arbeiteten und ihr Abendessen holten, mit staunenden Augen stehen. Die hochmusikalischen Russen lauschten den Melodien und den katholischen Belgiern mochten einige Lieder aus den Gottesdiensten ihrer eigenen Kirche bekannt sein — — sie wurden gerne gesehen — mit den Kindern waren sie gut Freund und man kannte auch ihre Familienverhältnisse schon ganz gut.

Dazwischen kamen wohl Telefonanrufe für die Hausfrau — Anfragen nach Weihnachtsbäumen: Nein, sonst würden keine verkauft, aber für die Nachbarn sei alles notiert, und würde rechtzeitig geschlagen. Zwei Zentner Weihnachtsäpfel? Nein, soviel seien nicht mehr da — aber ein halbes Zentnerchen ginge wohl noch! Ja — es würde mitgeschickt, wenn die Gespanne Deputatgetreide zur Mühle führen, die Frauen müßten ja alle noch zum Fest Brot backen!"

Draußen hatte es geschneit — nun ist es aufgeklart und die Sterne spiegeln sich in den vom Winterhochwasser blanken Pregelwiesen. Aus den Schornsteinen im Dorf kräuselt Rauch zum dunklen Himmel auf. Aus den Ställen klingt gedämpft das Brüllen des Rindviehs herüber.

Nun hört man den Vater auf den Stufen vor der Haustür die nassen Schneeklumpen von den Füßen schlackern und mit seinen schweren Wasserstiefeln über die Fliesen der Diele stampfen. Kurz steckt er die bescheinte Pelzmütze zur Küchentür hinein: „Na, macht Ihr da recht viel Schönes? Ich habe noch zu schreiben —".

Nach dem Abendessen würde man um die blaue Lampe im Wohnzimmer sitzen — Äpfel von den neugepflanzten winterharten Sorten, und frischgebackene Pfefferkuchen vor sich. Der Vater würde erst mit den Kindern Skat spielen und dann die Geschäftskorrespondenz durchsehen. Sie würden das Lichtchen hinter dem kleinen Transparent mit der „Heiligen Familie" anstecken — äußerlich fröhlich, aber innerlich zitternd über ihre eigene spielende, rauchende und essende Familie hinsehen und denken: „Gott erhalte Euch mir — und uns allen die Geborgenheit unseres geliebten alten Hauses — —!"

— — — Millionen unter uns haben so gebetet, und es ist ihnen nicht geworden. Der gefallene Engel Lucifer und die Dämonen aus der alten Sage scheinen los zu sein, und zu vernichten, was uns lieb und wert ist. Aber der Kampf der guten und bösen Geister im Weltall geht weiter. Wenn wir dazu beitragen, in dem wir allezeit daran denken, das Gute zu tun und unsere kleinen Lichter brennen zu lassen — so muß Lucifer eines Tages wieder zur Hölle fahren, wo er hingehört. Dann werden wir Gottes Güte wieder erkennen und singen dürfen: „Des freuet sich der Engel Schar — Kyrie eleis'!"

Auf der Fahrt zum Futterplatz

Weihnachts-Rundbrief

Wie alljährlich hat der letzte Kurator der Königsberger Universität, Dr. phil. h. c. Friedrich Hoffmann, jetzt in Göttingen, einen Weihnachts-Rundbrief der Albertus-Universität herausgegeben. Der Rundbrief enthält einen Weihnachtsgruß von Professor Carl Stange, Abt von Bursfelde, und eine Darstellung der Königsberger Universität um die Jahrhundertwende von Professor Bruno Schumacher. Außer einem Nekrolog wird im Nachrichtenteil mitgeteilt, daß das angekündigte „Jahrbuch der Albertus-Universität" im Laufe des Sommers 1951 herauskommen wird.

Unser Gebet

Unser Acker liegt brach,
unsre Felder sind kahl,
milder Wind streichelt saatlosen Schoß
Überwuchert der Hof
und gestorben das Brot,
dessen Korn unsern Händen entsproß.

Unser Flehen gilt Dir,
der Du bist unser Herr,
daß Du von uns nehmest die Bürde,
daß das Land hinterm Strom,
das die Ahnen schon trug,
auch zum Land unsrer Kinder werde.

Elisabeth Kionki

Der Maler Heinz Sprenger

Die Begegnung mit dem geistigen Urbild eines Kunstwerkes ist die natürliche Voraussetzung, um in das Wesen eines Werkes einzudringen und die Aussage des Künstlers in ihrem Urbild zu erfassen. Hinzukommt als weitere Notwendigkeit die Kenntnis vom Leben des Künstlers. Wenn man um die Landschaft und ihre Personen weiß und mit dem Maler die Kräfte spürt, die sein Schaffen im Grunde bestimmen, dann erst ist man für die eigentliche, fruchtbare Kunstbetrachtung aufgeschlossen.

All diese Dinge sind wichtig und notwendig, will man in die Schaffenswelt des Malers Heinz Sprenger eindringen. Er wurde 1914 im Ostseebad Cranz geboren und verbrachte



Heinz Sprenger

seine Jugnd unter Fischern, deren hartes und gefahrvollles Leben den Grundzug seines Charakters bestimmte. Nach der Tätigkeit im Werbefach besuchte er die Kunst- und Gewerbeschule in Königsberg, um dann als Gebrachsgraphiker alsbald den Übergang zur Malerei zu finden. Nach den Studienjahren an den Akademien in Königsberg (Professor Bischoff) und als Gaststudierender in Wien und München riß der Krieg den jungen schaffenden Menschen aus seiner Arbeit und wirbelte ihn 1945 mit dem Strom der Vertriebenen nach der neuen Heimat Wiedenbrück.

Wenn auch mütterlicherseits Heinz Sprenger blutsmäßig Beziehungen zu Westfalen hat, so wurzelt er dennoch ganz in der ostpreußischen Heimat. Das Leid der Nachkriegsjahre hat die junge Seele wie die kalte Schar eines Pfluges unbarmherzig aufgebrochen, und aus der heute noch blutenden Furche wuchsen im Innern der wunden Seele die Werke des Malers Heinz Sprenger, die nicht schönen Formen und schwelgenden Farben huldigen, sondern das Leben in seiner Wirklichkeit darstellen, in seiner harten Unerbittlichkeit, wie er es ja von frühester Jugend im ostpreußischen Fischerdorf kennt.

Man spürt, daß die Urkraft der Menschen — und wo könnte er sie besser erlebt haben, als im gefahrvollen Alltag der Fischer? — ihn zwingt, den Pinsel für kompromißlose Arbeit zu führen, ohne sich dabei mit physikalischen Gedanken anzugeben. Erst dann schafft nach der Meinung von Heinz Sprenger ein Künstler gültige Werke.

Die betonte künstlerische Aussage ist wohl die Grundeigenschaft der Werke des Malers. Nach ihm müssen sich das geistige Urbild und seine Ausführung decken. Ein Kunstwerk muß Impressionismus, Expressionismus und Realismus alles in allem in sich vereinigen, um zur gültigen Aussage zu werden.

„Wenn über dem Kunstwerk etwas schwebt, das höher ist als der Verstand, dann ist es für mich Kunst", sagt Sprenger. Deswegen lehnt er jeden Kompromiß ab. Er malt aus seiner Schau der Dinge heraus, kleidet Probleme unserer Tage in Form und Farbe, die er uns bewußt als Aussage vor Augen führen will. So gesehen, nimmt es weiter nicht Wunder, daß Heinz Sprenger gern in Zyklen malt. Ein Thema erschöpft sich bei ihm nicht in einem einzigen Bild, sondern spiegelt sich in mehreren Bildern wider, gleichsam wie in der Musik, wo dem Hörer ein Thema in verschiedener Weise, aber in sich ergänzenden Ausführungen erläutert und gedeutet wird.

Die Enttäuschung über seine Ablehnung bei der Ostdeutschen Kunstausstellung im Mai 1949 in Wiedenbrück mag den Trotz in ihm geweckt haben, dennoch zu schaffen. Und wir dürfen mit ruhiger Gewißheit sagen, daß sich Heinz Sprenger nach den langen Jahren gefestigt hat. Sein Schaffen fand auch in der Öffentlichkeit die verdiente Anerkennung, war er doch auf der Ostdeutschen Kunstausstellung dieses Jahres in H a m b u r g (Kunsthalle) mit den Bildern „Das letzte Boot am Ufer des kurischen Haffs" und „Klagende Frauen am Meer" vertreten, die besonders gewürdigt wurden. Beide Bilder kaufte die Bundesregierung an.

Welches ist nun hinsichtlich der Gestaltung seiner Werke der Wesenszug des Malers Heinz Sprenger? Ohne Zugeständnisse bedient er sich mit meisterlicher Hand aller technischer Mittel, um ein von ihm gewähltes Thema zu verwirklichen. Dabei keineswegs in farbtechnischen Experimenten oder rein figürlichen Wagnissen, sondern er dient mit bestechender Klarheit bewußt einer künstlerischen Aussage.

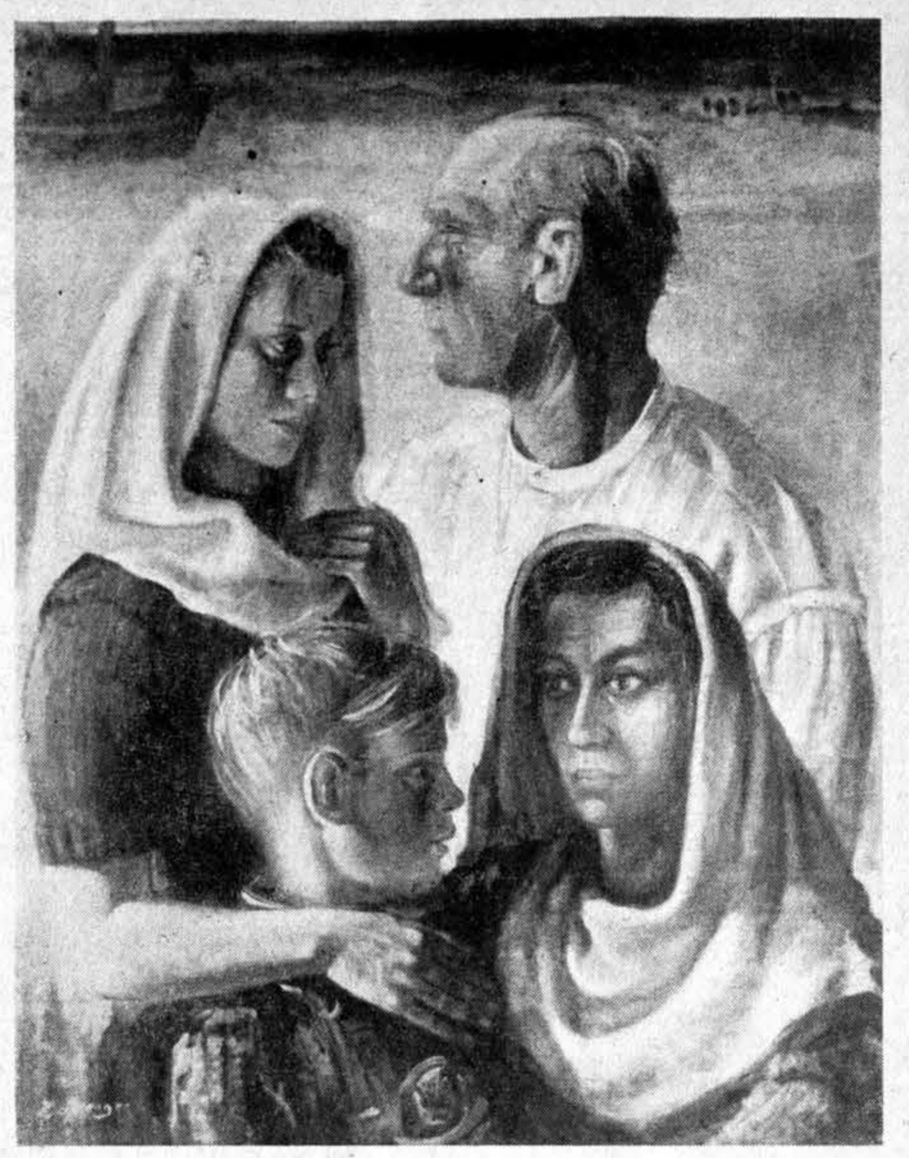
Ein Wort Caspar David Friedrichs, „Schließ dein leibliches Auge, damit du mit dem geistigen Auge zuerst siehest dein Bild, dann führe zu Tage, was du im Innern gesehen damit es einwirke auf andere von außen nach innen!" ist ihm besonderer Leitsatz bei seiner Arbeit.

Die Auswahl des Themas wiederum bildet einen weiteren Wesenszug von Sprenger, der sein Ohr am Puls des Volkes hat, um seinen Herzschlag zu verspüren, wie es lacht und wie es weint, der in seine Seele eindringt, um mit den Menschen teilnahmsvoll zu fühlen und ihre Not zu verstehen. Die Aufgeschlossenheit für die gewaltigen Probleme und Nöte unserer Zeit zwingen den Maler Heinz Sprenger zu Themen wie „Ausgebombt", „Jahreszeiten", „Liebespaar", Liebesrausch", und die im tiefsten Kern der Seele angestrebte, volle Weltüberwindung ließ ihn den mitreißenden Zyklus schaffen „K a n t l i e s t M o r a l".

Es ließe sich noch ein dritter, der größere Wesenszug des Malers herausgreifen: Die Liebe zur Heimat. War sie ihm, als er noch der heimatlichen Scholle gehörte, die wahrhafte Mutter, die ihm gütigst die Kräfte für Leib und Seele schenkte, um wieviel mehr mußte sich seine Liebe und Sehnsucht zu ihr steigern, nachdem die größte Austreibung der Weltgeschichte Mensch, Heimat, Mutter und Sohn gewaltsam getrennt hat! Dieses furchtbare Erlebnis des schweren Ganges in die unbekannte Fremde blieb auch dem Maler Sprenger nicht erspart. Aber auch dieses Schicksal, das sich an ihm vollzog, wurde er unter Schmerzen zu dem Künstler geboren mit dem Auftrag, die leibliche und noch viel größere, seelische Not seiner mitvertriebenen Landsleute zur ergreifenden Aussage werden zu lassen. Aus dieser Verfassung heraus erwuchs dem Maler der Gedanke vom Zyklus „Die Heimat", den man wirklich als das Hohelied der Heimat in Auffassung, Farbe und Gestaltung bezeichnen kann. Zwölf Einzelthemen sind den verschiedenen Bildern unterlegt, u. a. „Blick in die Heimat", „Heimweh", „Erklingt das Lied der Heimat", „Klagende Frauen am Meer", „Heimgang von der Ernte". Man muß sich von der bezwingenden Wucht dieser Werke ansprechen lassen, um dann im Innern zu erschauern, was es heißt, Menschen von Haus und Hof zu jagen, zu erleben, wie diese harten Menschen im täglichen Kampf ums Brot vom Beruf geschmiedet worden sind, in einem Kampf auf Leben und Tod draußen auf dem Meer im schwachen Fischerboot zu kernigen Männern geworden sind.

Zu Anfang des neuen Jahres begibt sich Heinz Sprenger auf Einladung des Deutschen Clubs nach Venezuela und Brasilien. Dort wird er neue Anregungen für seine Kunst erhalten, und für uns ist es dann aufschlußreich, beim Vergleich mit den geschaffenen Werken die Auswirkungen der Fremde zu verspüren.

Georg Föhrweißer



„Blick in die Heimat" — Ölgemälde



„Heimweh" aus dem Zyklus „Die Heimat"

„Zugvögel" / Walter von Sanden-Guja

„Zugvögel". Das Trostbuch der Heimatvertriebenen. Walter von Sanden-Guja: Zugvögel. Holzner-Verlag, Kitzingen a. M., 67 Seiten, kartoniert 3,80 DM.

In 17 Kapiteln, gleichsam aus seinem Fluchttagebuch herausgenommen, beschreibt der feinsinnige Verfasser der bekannten Guja-Bücher Ereignisse und Gedanken aus der bitteren Zeit des Endes unserer Provinz 1945.

Jedem Kapitel gibt ein Zugvogel den inneren Gehalt. Entweder er ruft aus der Luft, oder er zeichnet sein Bild an den Himmel — über alle Not —, trotz aller Zweifel. Zeichen von Gottes Allmacht! — „Nimmermehr, nimmermehr, nimmermehr" singt die Meise in den Kanonendonner hinein, der Hunderttausende aus der Heimat treibt. „Auf der waldgeschützten Straße (der Frischen Nehrung) flieht unser geschlagenes Ostheer. — Mit uns wandern traurige Menschen, müde Pferde, knarrende Treckwagen, ermattete russische Gefangene in endlosen Zügen. Grau ist der Himmel, grau ist das endlose Eis, grau ist das Leben. Durch das Geräusch der Räder, das Sausen des Windes tönen alte Melodien: „Ich bete an die Macht der Liebe . . ." „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh . . ." „. . . und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach". Über alles Elend um uns und in uns schwingt sich die Seele . . . mit diesen Liedern hinaus . . .

Rasttage an der Ostsee bei Köslin. Eine Schar wilder Gänse zieht über das Dorf nach Osten. D e r H e i m a t z u!

Da stehen alle Erinnerungen aus der Jugend auf. Die wilden Gänse kommen vor dem brennenden Abendrot von den Wintersaaten zurück und „ich warte, bis alle gelandet sind, bis die Nacht beginnt, bis ich durch Wasser und Eis im Sterneschein nach Hause gehe, — n a c h H a u s e!"

Eine andere Raststation. In dunkler Nacht entsteht die Frage: „Wirst Du je wieder etwas schaffen können?" Ein Ja erscheint unmöglich. Alle Grundlagen blieben in der Heimat und das Herz ist wund. Da erklingt aus den Wolken —, wie von den Sternen, die hie und da durchblicken, — lauter Kranichschrei. Die Kraniche sind auf der Wanderschaft nach Osten . . . z u r H e i m a t! Sie kümmert nicht der Krieg der Menschen, nicht die Bomben, das Schießen, die brennenden Städte. Vielleicht ist u n s e r Kranichpaar unter dem Kranichheer! „Grüßt **unser Heimatland"; Es liegt in Gottes Hand.** Auch unsere Zukunft liegt in seiner Hand. Gott allein weiß warum dies alles!

Fünf Gedichte von Frau Edith von Sanden sind eingestreut in die Fluchtgeschichte der „Zugvögel", — alle auf den einen Ton gestimmt: „Ich möchte heim". Dies ist das letzte:

„Und dürfen wir Leidgeprüften noch einmal heimwärts gehn . . . Dann soll der Rest unsers Lebens ein einziges Dankgebet sein!"

Ein Buch des starken Glaubens! Ein Buch, das Danken zu lehren! Ein Buch der Zuversicht, daß es „trotz aller Wirrnisse in der Welt um den Abend noch Licht werden muß!" ...

Dr. F. Hornberger.

Die Prophezeihung

Willy Kramp, Die Prophezeiung. Erzählung, 103 S., geb. 3.80, Lwd. 4,50 DM. Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, Göttingen.

Willy Kramp, allen Ostpreußen rühmlichst bekannt vor allem durch seine „Fischer von Lissau" spricht in dieser Erzählung, die er in schwerstem Erleben erlauschte, von letzten Dingen des Menschen, wie sie sich vielleicht nur in grausamster Diesseitigkeit ereignen. Von der Sünde wider das erste Gebot, vom Schuldigwerden, von der Selbsterhöhung des Menschen ist hier die Rede. Es gibt wenige Werke in der Literatur, die das unheimlich dramatische Geschehen in einer gottblinden Seele durch das Medium der Sprache hindurchleuchten zu lassen, die Fähigkeit besitzen, wie es diese „Prophezeiung" Kramps vermag. Individuellstes Geschick ist hier in einer geläuterten Kunst zu einer Allgemeingültigkeit erhoben, die der Darstellung durch Selbstverständlichkeit und Einfachheit des Geschehens, ja gerade dadurch, einem monumentalen Zug verleihen. Das ist vielleicht ungewollt, unbewußt, erschließt sich aber dem Blick in der Region, welche diese tiefe Kunst öffnet, und wirkt deshalb mit Notwendigkeit überzeugend. Es ist dem Leser, als habe ihn das Geheimnis der künstlerischen Gestaltung berührt — und das des Glaubens. **gs.**

Wir gratulieren

Am 1. Januar 1951 begeht Frau Käthe F r a n c k e, Gumbinnen, Luisenstraße 1, jetzt in (16) Gr[illegible]Gerau (Hessen) Rathenaustraße 49, im Kreise ihrer Kinder **Franz, Lina und Anni ihren 73. Geburtstag.**

DAS BANNRECHT

Von Ernst Wichert

Inhalt des bisher erschienenen Teils.

In Ostpreußen lebt zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Wassermüller Meinerz, dessen Vorfahren das Privileg erhalten hatten, ein Wassermühle anlegen zu dürfen. Auch durfte im weiten Umkreis keine zweite Mühle erbaut werden.

Nachdem zwei Söhne des Müllers 1806/07 gefallen waren — einer von ihnen sollte das Erbe des Müllers antreten — richtet er sein Augenmerk auf seinen ältesten Sohn. Dieser jedoch war als Assessor bei der Kammer ein eifriger Verfechter der Ideen Schöns.

Zur Familie des Müllers gehört noch die Tochter Anna, die ihr Herz Freihold Wegener, dem tüchtigen Werkführer ihres Vaters geschenkt hat, während ihr Bruder die Absicht hat, die Tochter des Pfarres heimzuführen. Müller Meinerz wünscht nun, seinen Sohn, den Assessor, als seinen Nachfolger in der Mühle zu sehen und klärt gleichzeitig die Herkuft Annas, die nicht seine leibliche Tochter, sondern die seines Bruders ist, auf. Anna und der Assessor sind somit nicht Geschwister, und der Müller wünscht ihre eheliche Verbindung. Die beiden jungen Menschen sind zutiefst bestürzt, denn ihre Herzen haben bereits gesprochen.

Während dieser von Zornesausbrüchen des Müllers begleiteten Aussprache, wird bekannt, daß sämtliche Privilegien für Mühlen durch den König aufgehoben seien. Ein Schlaganfall trifft den Müller, der sich erst nach Wochen wieder erholt. Eines Tages will der Werkmeister Freihold seinen Dienst aufkündigen, denn er will sich selbständig machen, um so, wie er hofft, leichter die Einwilligung des Müllers zu erhalten, Anna heiraten zu können.

Als Freihold, der Werkmeister des Müllers seine Absicht offenbart, gerät dieser in Raserei und jagt den Gesellen in schmählicher Weise davon. Nun treten wieder die Feinde des Müllers auf den Plan und erreichen, daß Freihold auf den Plan des Dorfbäckers, eine zweite Mühle zu bauen, eingeht. Der Vertrag wird beschlossen und mit dem Bau einer Windmühle begonnen. Mit Verbissenheit und Ingrimm führt nun der Müller den Kampf gegen die Errichtung der zweiten Mühle, die nach seiner Ansicht gegen das alte verbriefte Recht geschieht. Er will nicht einsehen, daß alle Privilegien aufgehoben sind, denn „Recht müsse doch Recht bleiben!", so meint er.

5. Fortsetzung

Diese schlimmen Erfahrungen verstörten den Müller nun vollends. Er sah überall Angreifer und Feinde, bildete sich ein, daß die ganze Welt gegen ihn verschworen sei, daß man ihn von Haus und Hof bringen wolle. Da er seinen Ratgebern nicht mehr traute, hatte er sich aus der Stadt allerhand alte Bücher mitgebracht, aus denen zu entnehmen sein sollte, was vor Jahrhunderten im Lande vorgegangen und was zur Ordenszeit und später daselbst Rechtens gewesen war. Darin studierte er fleißig bis in die Nacht hinein, und verwirrte seinen Kopf noch mehr. Um den Mühlenbetrieb kümmerte er sich dagegen wenig und überließ, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, alles seinen Gesellen, die deshalb in ihre Tasche zu wirtschaften anfingen und die Kundschaft vernachlässigten. Die alte Marthe versuchte es wiederholt mit Vorstellungen, wurde aber meist grob angefahren. Auch Anna hatte ihren besänftigenden Einfluß verloren, Ihre Gegenwart beunruhigte ihn eher noch mehr, er meinte ihr's immer anzumerken, daß sie ihm etwas verstecke; daß sie ihm nicht gerade und offen ins Gesicht sehen könne, und das heitere, unbefangene Mädchen war sie freilich nicht mehr.

Sie hatte wirklich Heimlichkeiten, und die alte Marthe wußte darum, Freihold hätte sie weniger leidenschaftlich lieben müssen, wenn er nicht bemüht gewesen wäre, mit ihr einen Verkehr zu unterhalten, so gefährlich auch des Alten wegen jede Annäherung erschien. Er wußte durch die Dorfkinder Briefchen in die Mühle zu schaffen und erhielt schriftlich Antwort auf seine dringende Bitte, ihm ein Zeichen ihrer beständigen Neigung zu geben. Als er dann, kühner geworden, um eine geheime Zusammenkunft bat, entdeckte sie sich der Haushälterin. Marthe riet ab, versprach aber selbst mit ihm zu reden und ihn zur Vorsicht zu mahnen. Nun wußte er aber seine Sache so beweglich darzustellen, daß die mitleidige Frau, die ihn immer geliebt hatte, bald gefangen und zu kleinen Zugeständnissen bestimmt war. Sie hätte nichts dagegen, wenn sie's doch einmal nicht hindern könne, daß die jungen Leute einander in dringenden Fällen schrieben, aber es schicke sich nicht, daß die Kinder im Dorfe zu Botengängen benutzt würden, und sie wolle lieber selbst die Vermittelung übernehmen. Wie sie nun erst so weit Mitschuldige war, mußte sie wohl auch weiter nachgeben. Daß der Müller die beiden nimmermehr auseinanderbringe, war ihr gewiß, und am Ende, nahm sie an, werde er doch Ja sagen müssen, da er nicht Gewalt über Anne habe. Sie tröstete sich also, daß ja die Windmühle bald fertig sei und die junge Müllerin dann einziehen könne; einen tüchtigen Lärm werde es allerdings noch geben.

Eines Abends nun, als der Müller in seinem Schlafstübchen bei der Lampe über seinen Büchern saß und die Fensterlade nur halb geschlossen hatte, war es ihm, als ob er draußen leise Schritte vernahm. Er hatte immer ein geladenes Gewehr neben seinem Bette stehen; denn er bildete sich ein, daß man ihm sein Privileg stehlen wolle, da man's ihm von Rechts wegen doch nicht nehmen könne. Wie er nun aufsah und an der Fensterscheibe ein Gesicht bemerkte, griff er danach und legte an. Der Mensch aber duckte sich schnell. Nun sprang der Müller auf und öffnete hastig das Fenster. „Wer da?" rief er hinaus.

„Gut Freund", lautete die Antwort. „Aber stellen Sie das Gewehr fort, Herr Müller mit dergleichen muß man nicht spaßen — ich bin's, Klaus Kipper."

Klaus Kipper also! Der Name klang dem Alten nicht mehr ganz so widerwärtig als sonst. Er hatte schon seine Gedanken auf ihn gerichtet gehabt, ob er sich seine Feder nicht nutzbar machen solle, nachdem er sich mit seinem Anwalt überworfen hatte; ihm selbst wurde das Schreiben schwer. Gleichwohl fragte er recht barsch: „Was will er?"

„Ihnen einen großen Dienst leisten", entgegnete Klaus. „Lassen Sie mich ein — ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen."

„Geht's die Mühle an?"

„In gewisser Weise."

„Wie das?"

„Ich kann's hier am offenen Fenster nicht laut sagen. Erfährt's einer, so könnte man mich leicht morgen mit zerschlagenem Schädel irgendwo hinterm Zaun finden."

„Vom wem spricht Er?"

Der Schreiber legte die Hand vor den Mund. „Von Freihold."

„Ah, von dem!" Meinerz stülpte das Kinn in die Hand. „Er mag hereinkommen."

Kipper zögerte. „Durch die große Haustür?" fragte er. „Es wäre besser, wenn niemand mich in der Mühle bemerkte. Lassen Sie mich durch die kleine Hinterpforte ein, zu der Sie allein den Schlüssel haben."

„Das ist nichts", lehnte der Müller ab. „Ich will mit Ihm nichts Geheimes haben."

„Ich nenne Ihnen noch einen anderen Namen, Herr Meinerz, der wird Sie schnell umstimmen." Er flüsterte: „Anna." —

Dem Müller erschrak das Herz. „Was ist's — mit . . ." stammelte er und stockte. Er kämpfte eine Weile mit sich, dann sagte er: „Komme Er an die Pforte", schloß das Fenster und die Laden und suchte die Schlüssel vor. Er mußte eine Treppe hinabsteigen und durch einen kellerartigen Raum gehen, denn die Pforte lag unterhalb der Räder am Mühlenfluß.

Klaus Kipper hatte gewonnenes Spiel: der stolze Müller ließ ihn heimlich zu sich ein. Er meinte, diese günstige Stunde für sich ausnutzen zu müssen.

„Nun — was hat Er mir zu sagen?" fragte der Alte, indem er sich auf den Rand seines Bettes setzte. Es war ihm eingefallen, daß der Schreiber schlechte Absichten haben könne; so wußte er nun den Kasten mit dem Privileg in seinem unmittelbarsten Schutz und hatte im Notfall das Gewehr gleich bei der Hand.

„Herr Müller", antwortete Klaus, mit der Mütze das Bein klopfend: „Es wäre mir lieb, wenn Sie mich nicht per Er titulierten — es ist ein bißchen aus der Mode und klingt nicht gut."

„Ein andermal davon — ein andermal."

„Wie Sie wollen. Ich bemerk's nur für alle Fälle." Er setzte sich unaufgefordert auf den Stuhl am Tisch.

„Freihold also? —"

„Ah so! Ja — Sie haben mich arg verlästert, Herr Müller — damals, als Sie obenauf waren und das ganze Dorf kommandierten — als ob ich Ihr Feind sein und Ihnen Wohltaten mit Undank lohne, und wenn's nach Ihren Wünschen gegangen wäre, hätte ich nicht das liebe Brot zum Sattessen gehabt, täglich aber eine Tracht Schläge —"

„Vergeßt das."

„Hm — es ist mir nicht so nahe gegangen. Wenn man ein gutes Gewissen hat und der Welt Lauf kennt . . . Wo sind nun die lieben Freunde? st! mit dem Winde fortgeflogen. Klaus Kipper also, der jämmerliche Kerl, der Spitzbube — ha, ha, ha — der erinnert sich, daß sein Vater Geselle in der Mühle war, und daß der reiche Müller seiner Witwe und seinen Kindern ein Scherflein hingeworfen hat in der Not, und das Herz tut ihm weh, wenn er sieht, wie ein braver Mann hintergangen wird." — Er legte die Faust aufs Buch und verzog das Gesicht zu einer Grimasse, als ob ihm das Weinen nahe sei.

„Ohne Umschweife, Klaus", sagte der Müller, dem dabei schlecht zu Mute war. „Wenn ich Ihm Unrecht getan habe . . . es wird wohl verzeihlich sein, denn miserabel genug hat Er sich aufgeführt. Lassen wir das. Ich will glauben, daß es Ihm leid tut. Der Freihold also —?"

„Der hat seine Mühle auf dem Sandberge bald fertig."

„Um so teurer kommt sie ihm zu stehen, wenn er sie abbrechen muß."

„Er denkt an ganz andere Dinge — an's Heiraten."

„So hat er sich's aus dem Kopf geschlagen?"

„Was?"

„Das — wegen der Anna."

„Die hat er gerade dabei im Sinn."

„Er hofft noch immer —?"

„Pah! Warum soll er nicht hoffen? Das Fräulein steht ja auf seiner Seite."

„Klaus —!"

„Ich weiß, was ich sage. Meister Müller, man betrügt Sie. Die Beiden haben geheime Zusammenkünfte."

Meinerz sprang auf; seine Augen blitzten. „Das ist gelogen", schrie er.

Der Schreiber zuckte die Achseln. „Es läßt sich beweisen."

Der Müller griff mit der Hand durch sein graues Haar und drückte den Ballen gegen die Stirn. „Anna — Anna —" stöhnte er, „mich betrügen — unmöglich! Es ist unmöglich!"

„Läßt sich aber doch beweisen."

„Beweisen, Mensch — wie willst du das beweisen?"

„Ich habe dem Freihold aufgepaßt. Er bekommt Nachricht, wenn Sie verreisen, und jedesmal schleicht er dann nach der Mühle und wird eingelassen. Die alte Marthe hält Wache. Wenn Sie sich selbst überführen wollen, nichts leichter als das. Lassen Sie morgen anspannen, als ob Sie wieder nach der Stadt wollen, nehmen Sie aber keinen Knecht mit. Im Wäldchen will ich auf Sie warten und Ihnen das Fuhrwerk abnehmen. Sie gehen dann zu Fuß zurück am Fluß entlang, treten durch die Pforte ein und —"

Des Müllers Aufmerksamkeit war aufs Äußerste gespannt; die Augen schienen ihm aus dem Kopf treten zu wollen. „Klaus —" fiel er ein, „wenn sich das so verhält . . "

„Es verhält sich so."

„Ich weiß nicht, was geschieht. Wenn du mich aber belügst, wenn du das Mädchen verleumdest . . " Er faßte das Gewehr. „Eine Kugel ist dir scheir."

„Und es soll keine Sünde sein, wenn Sie mir den Garaus machen. Ich habe nichts gegen das Fräulein; aber dem Schurken gönne ich's nicht. Morgen also sechs Uhr spät."

„Ja."

„Wollen Sie mich nun wieder auslassen?"

„Es macht mich wahnsinnig, Klaus, zu denken —"

„Ruhig, Herr Meinerz, ruhig! Und um Himmelswillen nichts Gewalttätiges. Es ist nur, daß Sie über die Sache im klaren sind."

„Ja — im klaren. Kommt denn!"

Er entließ den Schreiber wieder durch die Pforte. Die ganze Nacht schloß er kein Auge. Den nächsten Tag ging er herum wie ein Taubstummer; nur mit den Blicken lauerte er Anna und der Haushälterin auf, ob sie etwas Verdächtiges betreiben möchten. Abends ließ er anspannen und fuhr allein fort.

Und nun geschah, was Klaus Kipper erwartet hatte. Er selbst sorgte dafür, daß Freihold von der Reise erfuhr. So dauerte es denn keine Stunde, bis dieser in der Mühle erschien und nach Marthe fragte. Die alte Frau wollte ihn diesmal abweisen. Der Müller sei heut so sonderbar gewesen, sagte sie, und ihr ahne irgend ein Unglück. Aber er ließ nicht nach mit Bitten und meinte, es werde vielleicht heut das letzte Mal sein, daß er so heimlich verkehre. Die Mühle sei fertig und erwarte die Müllerin; darüber wolle er aber mit Anna sprechen, wie sie's am Besten einrichteten, mit dem Alten auseinanderzukommen. So öffnete sie denn die Tür zu ihrem Stübchen.

Und nun wurde Kuß um Kuß getauscht. Darüber aber konnten die jungen Leute doch nicht einig werden, was nun geschehen solle. Freihold schlug vor, Anna solle zu seiner Mutter gehen, das Gericht um einen Vormund bitten und durch ihn die Heirat genehmigen lassen. Anna brach in Tränen aus und konnte sich zu einem solchen Schritt nicht entschließen. Lieber wolle sie noch einmal versuchen, des Oheims Herz zu bewegen, der ihr doch wie ein rechter Vater sei. Freihold versprach sich nichts davon.

Während sie noch so miteinander verhandelten, hörten sie die Haushälterin laut aufschreien; die Tür wurde aufgerissen, und der Müller stand in derselben.

Er stand eine Weile, ohne ein Wort zu sprechen; ein Starrkrampf schien ihn befallen zu haben. Das Gesicht war verzerrt, der Mund geöffnet, die Hand hielt den Türdrücker fest. Anna machte sich von Freihold los, der sie umarmt hielt, und stürzte ihm zu Füßen. Da war's als ob endlich Leben in die Gestalt kam. Der Müller hob die Hand und ließ sie auf ihren Kopf niederfallen. Er griff in ihr Haar und schüttelte sie. „Das hast du mir getan!" schrie er. „Anna — das — hast du mir getan!"

Freihold sprang hinzu und wollte sie befreien. „Ich bin der Schuldige", sagte er, „lassen Sie an mir Ihren Zorn aus."

Der Müller wandte sich gegen ihn. „Elender!" rief er, „mein Recht trittst du mit Füßen — um den Trost und die Stütze meines Alters bestiehlst du mich. Was willst du noch?"

„Ich habe in allen Ehren um des Mädchens Hand gebeten", antwortete Freihold. „Sie haben mir verweigert, was mir gehörte — Anna liebt mich und wird nie von mir lassen. Da komme ich denn zu nehmen, was mein sein will. Das ist mein Recht."

„Das Recht des Diebes, des Räubers", rief der Müller. „Es ist ja jetzt an der Ordnung, daß die Gewalt herrscht — also nur weiter, nur weiter! Ich bin ein alter Mann — wirf mich über den Haufen — nimm, was dir gelüstet — es gibt keinen Richter auf Erden, der dich strafen wird, nimmt — nimm — alles . . ."

Anna umfaßte seine Kniee. „Sprechen Sie nicht so, Vater", bat sie. „Freihold ist gut —"

Er stieß sie zurück. „Vater? Ich bin dein Vater nicht mehr. Verflucht die Stunde, in der ich dich von meines Bruders Arm nahm. Geh', Undankbare, geh'! Ich habe dich geliebt, wie nur ein Vater sein Kind lieben kann, und du hast mir's vergolten mit Verrat; wie meinen Augapfel hab' ich dich gehütet und du bist gefallen wie ein Kind der Sünde! Geh', geh'! Du bist meine Tochter nicht mehr — seit dieser Minute nicht mehr! Folge dem Manne, der mich beraubt — gib mir den Todesstoß. Aber —"

„Vollenden Sie nicht", flehte Anna, „lassen Sie sich erbitten —"

Er faßte ihre erhobenen Hände, als ob er mit ihr ringen wollte. „Ich bin meiner Pflicht ledig", rief er. „Geh', aber kehre nie mehr wieder. Nimm deine Habe und zieh' aus. Ich will meinen alten Augen gebieten, nicht zu weinen — mein Herz soll dich ausstoßen, wie du mich ausgestoßen hast aus deinem Herzen. Aber wenn Gott ein gerechter Gott ist, so wird dir's ergehen, wie den Kindern, die ihren Eltern ins Gesicht schlagen —"

„Keinen Fluch, Vater!" schrie Anna auf.

„Fort, — fort aus meinen Augen", befahl er, „daß ich mich nicht vor Gott versündige!"

Sich mit den Händen an der Wand stützend, schwankte er nach seinem Schlafzimmer und schloß sich dort ein.

— — — — — — — — —

Anna ließ sich von Freihold ins Pfarrhaus führen. Günther billigte nicht, was geschehen war, nahm sie aber liebevoll auf, da er sie bei sich am besten gehütet wußte. Meinerz durch seine Vermittelung zur Versöhnung bestimmen zu können, hatte er kaum noch Hoffnung.

Seit jenem Tag war Klaus Kipper ständiger Gast in der Mühle. Es war, als ob der alte Mann völlig mit Blindheit geschlagen sei, daß er ihm plötzlich, wie einem Retter in der Not, sein ganzes Vertrauen zuwandte. Und der Schreiber wußte ihn zu behandeln. Er revidierte alle Schriftstücke, die in des Müllers Sache ergangen waren, und schalt den Advokaten einen Dummkopf über den andern, einen Beutelschneider und Tölpel. Total verkehrt sei er vorgeschritten; jede Zeile beweise, daß er selbst an des Müllers Recht gar nicht geglaubt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken zur Weihnacht

Ein Kind ist gekommen in heiliger Nacht.
Wer dürfte es seh'n, es erkennen?
Es geht durch die Straßen um Mitternacht
und lauschet, ob noch eine Heimat ihm wacht
und späht, ob die Kerzen noch brennen.

Die Nacht ist so grau, und die Nacht ist so kalt —
da beginnt es dem Kindlein zu bangen. —
Die Jahre, sie rannen; — es ist worden alt,
und immer und stetiglich hoffet es: „Bald,
bald werd' ich mein Ziel schon erlangen."

So irrt' es und irrt durch die Welt voller Not. —
Blieb oftmals recht unverstanden.
Doch dennoch schenkte es Morgenrot,
doch dennoch brachte es Salz und Brot
mit Liebe in alle Landen.

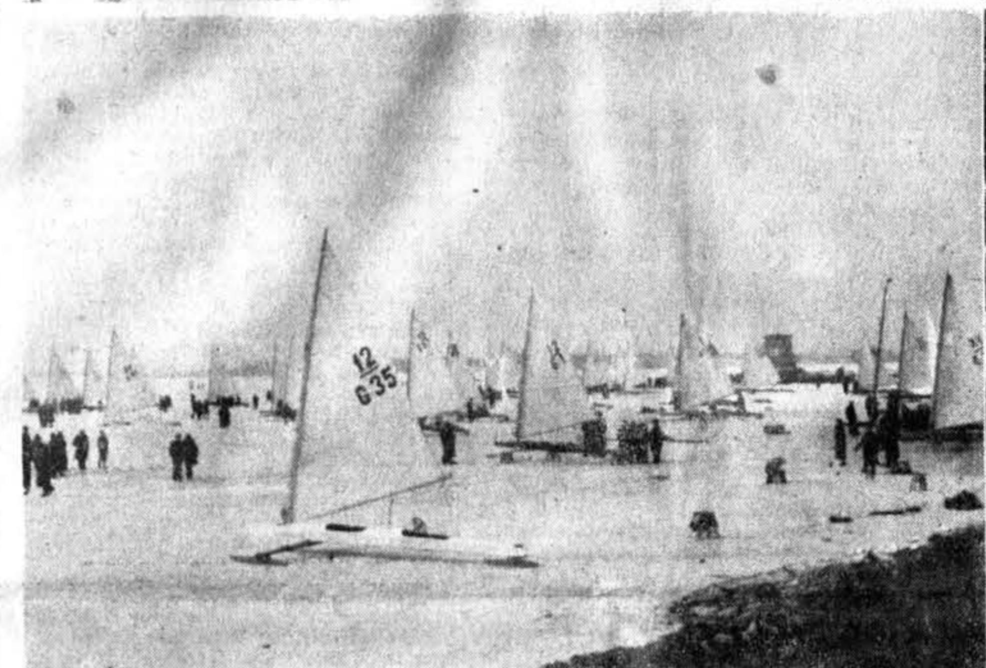
Wer gibt eine Heimat, wer gibt einen Hort?
Wer lässet das Kindelein ein?
Die ärmlichste Hütte im rauhesten Nord,
die prunkvollsten Räume an jedwedem Ort
werden heilig und teuer ihm sein.

Wer will hören, wer sehen? — Horcht auf, habet Acht!
Entzündet dem Kindlein die Kerzen!
Es wird sie schon finden in dunkelster Nacht,
weil ihm stetig und stetig die Sehnsucht wacht —
die Sehnsucht nach unseren Herzen.

Eva Gronau

Ostpreußischer Winter





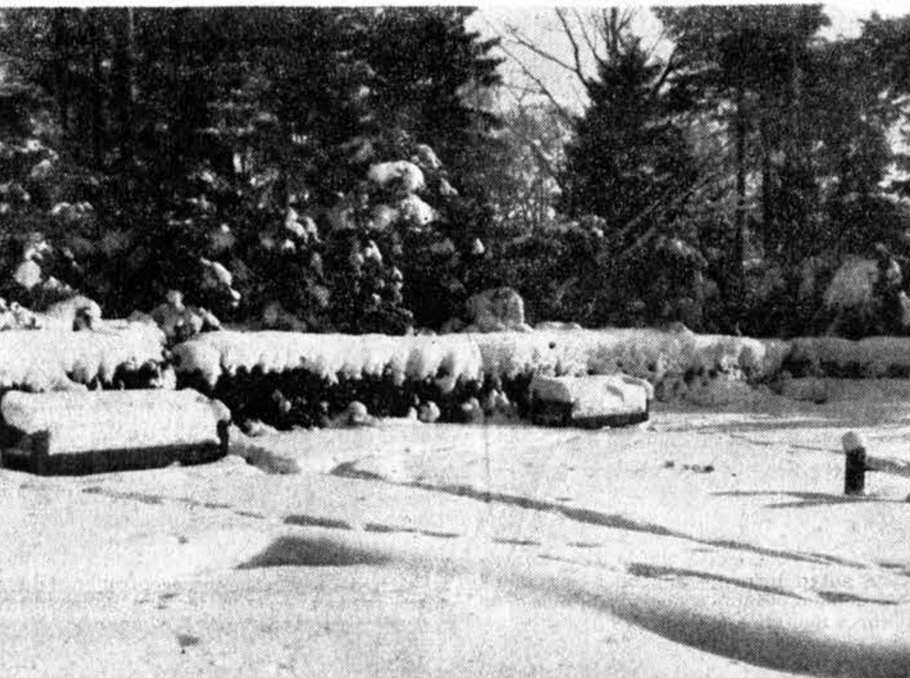






Bild oben links: Tilsiter Luisenbrücke, Eisgang auf der Memel. Bild rechts: Verschneite Landschaft bei Wittenberg-Tharau. Bild Mitte links: Eissegel-Regatta auf dem Schwenzaitsee bei Angerburg. Bild rechts: Jakobsberg bei Allenstein. Bild unten links: Blick von der vereisten Ostsee auf Cranz. Bild rechts: Eisernte in Masuren.
Aufn.: F. A. Scheffel (1), Dr. Schlusnus (1), Harro Schumacher (1), W. Schiemann (2), Archiv (1)



Leise rieselt der Schnee,
Still und starr ruht der See,
Weihnachtlich glänzet der Wald.
Freue dich, Christkind kommt bald!

In den Herzen wird's warm,
Still schweigt Kummer und Harm,
Sorge des Lebens verhallt.
Freue dich, Christkind kommt bald!

Bald ist Heilige Nacht,
Chor der Engel erwacht,
Horch nur, wie lieblich es schallt:
Freue dich, Christkind kommt bald!



Es waren Hirten auf dem Felde . . .

Es ist ein ganz besonderes Buch, dem die nachfolgende Erzählung entnommen ist. „Tu, wozu dein Herz dich treibt" hat Th. W. Elbertzhagen sein Werk (erschienen im Dikreiter-Verlag) genannt, das dem Leben des Herrn-Jüngers Andreas gewidmet ist. „Gleichnis und Legende" nennt es der Verfasser. Gewiß, es ist das Leben dieses Andreas, das sich hier entwickelt, aber es ist gleichermaßen auch ein Leben Jesu. Jesus in der Sicht dieses Lieblingsjüngers des Herrn, von dem wir so wenig wissen. Elbertzhagen hat mit großem Mut und in bewundernswerter Kunst dieses seltsame Leben rekonstruiert, ja eigentlich neu geschaffen, und läßt eine Wirkung Jesu entstehen, die bisher nicht gekannt ist. Gewiß der Theologe wird finden, daß hinter dem Werk Überzeugungen stehen, deren Ursprung ihm nicht neu ist: in der Nähe Karl Jäthos und Albert Schweitzers wird man manches Gedankengut antreffen, das auch in diesem Buch vom fröhlichen Gott anklingt. Mitten in das unmittelbare Leben des Herrn, in das unmittelbare Entstehen seiner Lehre führt dieses seltene Buch, das ganz in den schlichten Zauber jener Landschaft — unvergleichlich vom Verfasser erfühlt — hineingestellt ist. Und aus all dem erwächst die Gestalt Jesu, das Heiligende seines Wesens ihm selbst fast unbegreiflich, um wieviel mehr seiner Umgebung, dem Andreas vorerst. Aber diese unerklärliche Kraft wirkt in ihnen allen das große Wunder. Jesu sagt einmal das Wort: „Suchet eurer Herzen Seligkeit nicht über den Wolken und erwartet nicht einen Lohn für euer Gutsein in einer Zeit, über die euch das Wissen nach Gottes Naturgesetz versagt ist. Findet allen Gotteslohn in euch selbst und in eurem gottgefälligen Tun." Es geht eine große Einfachheit durch dieses Buch, das an letzte, urtümliche Wesenheiten des Daseins führt bis hin zu der urmenschlichen Tragödie von Golgatha, welche diesen Jünger Andreas an den Rand der Verzweiflung bringt und doch wieder in seinem Frommsein festigt. Wollte man den Sinn des Elbertzhagenschen Werkes in einem Wort auffangen, so möchte man es mit einem Gedanken Hamanns tun, der da einmal sagt: „Alle Wunder der Heiligen Schrift geschehen in unserer Seele."

Zwei Einsame unter einer Schar von Männern verstummen unter der Macht ihrer liebenden Herzen. Schweigen lange. Und werden geweckt durch nahe kommende Schritte. Aus dem Dunkel des Weges zeichnen sich, langsam deutlicher werdend, zwei andere Männer, der eine aufrecht, bewußten Schrittes, der andere gebückt, etwas müden Ganges. Nun treten sie unter die Olivenbäume und da lacht auch schon des Simon Stimme.

„Trink, Meister! Frisch von Mutterschafen gemolken. Auch Brot hat der Alte gesammelt von seinen Kameraden draußen auf dem Felde. Jeder von uns kann einen Bissen kriegen und einen guten Schluck. Zuerst wollten die Hirten nichts geben, sind ja selbst arme Schlucker. Aber der gute Alte hier, der ist wunderlich. In seiner Jugend habe er ein Gesichte gehabt, meint er. Seitdem müsse er jedem Bittenden geben, was er gerade habe. Aber das soll uns gleich sein, wenn wir nur was zu essen haben."

Jesu Stimme spricht ins Dunkle und Unbestimmte.

„Wie darf uns das gleich sein, Simon? Das w i e es gegeben wird, nährt mehr als das, w a s gegeben wird. Sei gesegnet, Alter, für deine Barmherzigkeit. Sag mir, was war das für ein Gesichte, das du hattest?"

Hastig, mit brüchig hoher Stimme wird aus der Nacht geantwortet. „Wirst lachen, Fremder, wie noch jeder lachte, dem ichs erzählt habe." „Sprichs nur, ich werde gewiß nicht lachen. Denn wenn ein Gesichte sich so auswirkt, muß es jedem Hörenden heilig sein." „Darfst schon dennoch lachen. War grad so eine Nacht wie diese heute. War damals noch ein junger Mann, der jüngste unter den Schäfern. Lag auf dem Rücken, starrte zum Himmel und der Magen knurrte mir. War ja alles aufgefressen um Bethlehem bis nach Jerusalem von den Fremden, die sich zählen lassen mußten auf Befehl der Römer. Tja — und wie ich so in den Himmel stiere, die schwarzen Wolken sich schieben sehe, da sprengt ein Stern das düstre Gehänge dort oben. Vermeinte fast, daß es eine kleine Sonne wäre. So ein Licht hatte der Punkt. Just über Bethlehem stand er. Hm, ganz verrückt wurde mir zumute. Hab selbst gemeint, ein Narr zu sein, weil ich auf einmal keinen Hunger mehr hatte. Glaubte schier, ich hätte den Stern verschluckt, so warm brannte es mir in den Gedärmen. Sprang in meiner Tollheit auf, warf den Nachtpelz ab und dachte: mußt doch versuchen, ob du nicht grade und genau unter den Stern kommen kannst. Dann muß er ja noch wohler tun. Da lief ich ihm entgegen. Aber mit jedem Schritt, den ich tat, ging auch er einen Schritt weiter von mir. Immerzu, sagte ich mir. Ein Stern kann ja nicht vom Himmel runter, mal stößt er ja auch an die blaue Wand. Ich hatte auf einmal einen richtigen Trotz in mir, den Stern einzuholen. Ja, und da rannte ich Tor, rannte bis in die Stadt hinein. War gegen Mitternacht. Alles schlief und die Gassen waren leer. War fast unheimlich, die Stille. Tja, und nun kommt es! In die Stille schrie ein Kind. Muß ein ganz kleines noch sein, dachte ich bei mir. Gott nein, war ja so ein weiches Stimmlein. Mehr ein Singen wie ein Weinen. Ist ja wie ein klein Liedlein in der stillen Nacht. Wurde mir ganz heimelig zumute. Da vergaß ich den Stern und ging dem Kinderweinen nach. Hatte ja gute Ohren als junger Hirt. Ja, und siehst, Fremder, da steh ich plötzlich vor der offenen Tür eines Stalles. War ein recht dürftiger Stall. Ein Ochse lag wiederkäuend da, eine magere Kuh und auch den Esel sah ich noch. Der drehte seine langen Ohren rund herum. Aber das Viehzeug kam mir erst später wieder in die Erinnerung. Denn wie ich in den Stall reinschaue, ja, da sah ich nichts anderes als ein junges Weib auf dem Stroh hocken und das hat ein junggeborenes Kind in seinem Schoß liegen. War ein schönes, junges Weib, obwohl noch sehr elend vom Mutterweh. Und ein junger Mann war bei ihr, der Vater vom Kind. Müssen wohl auch Gezählte sein, dachte ich mir. Im Beutel können sie auch nicht viel haben. Man sah ihnen die Armut und Heimatlosigkeit richtig an. Doch da war mir ganz gleichgültig. Aber das Kindlein und die Mutter, die hab ich all die Jahre, o, es mögen dreißig und mehr her sein, nimmer vergessen können. Wie ich den ersten Schritt in den Stall tu, den eine kleine Stall-Laterne ein wenig erhellte, da hörte das Kind auf zu schreien. Die Mutter hatte ihm gerade die Brust ins Mäulchen gesteckt. Aber das unwissend Dinglein wußte damit noch nichts Rechts anzufangen, tja, und darüber hat das junge Weib gelächelt. Tja — gelä—chelt — — Nun wirst aber doch lachen, Fremder. Wie ich mir das so ansah, da ist in meinem dummen Jungmannshirn zum ersten Mal was aufgegangen. Muß bei den Menschen doch was anderes sein als bei den Schafen. Hatte schon oft junge Lämmer ins Muttereuter stoßen sehen. Hat aber ein Mutterschaf niemals gelächelt dabei. Hm — ja — das Lächeln von dem jungen Weib. War alles rauszulesen: Seligkeit, Erbarmen, Weinen, Lächeln, Süße und Bitternis. So recht, als wenn sie alle Wonne der Welt an ihre Brust drückte. Ja, war ein ganz großes Ereignis für mich jungen Lümmel, glaubte das gar nicht allein verdauen zu können, rannte zu den anderen Hirten zurück und hab denen so aufgeregt dummes Zeug vorgeschwatzt, daß sie mit mir zum Stall gelaufen sind. Zuerst nur, damit sie ihren Spaß an meiner Narrheit hätten. Aber wie ich dann im Stall das Laternlein hochgehalten habe und dem jungen Weib ins Gesicht leuchtete, da sind sie alle ganz fromm und still geworden. Haben geschaut und geschaut und dann haben wir alle gelächelt. Die Hirten, der Vater und — ob du's glaubst oder nicht — auch das Kindlein, obwohl es uns gar nicht angesehen dabei, sondern sein rosig Mäulchen an der Mutter Brust festgesaugt hielt. Da haben wir dann denen im Stall alles gegeben, was wir noch bei uns hatten, und ist kein Bröselchen in unsern Taschen und Flaschen geblieben.

Wie wir dann wieder zu unseren Schafen zurückgekommen sind, tja, da waren nun die andern genau so närrisch wie ich. Jeder fand was Schöneres an dem Weib und dem Kind. Bis zum Tagwerden haben wir davon geschwatzt, als hätten wir etwas ganz Neues gesehen und erlebt und daß es mit dem Leben und den Menschen eigentlich doch etwas recht Schönes sei. Grad, weil auch ganz arme Leute so ein Glück verspüren dürfen: Mutter zu sein und Vater, ein Kind lieben dürfen und das Kind die Eltern lieb hat. Von der Nacht an hat's mich nicht mehr gegrämt, daß ich ein armseliger Hirt bin und bleiben muß. Die Freud hat mich nimmer verlassen trotz allem Gejammre der andern ums Elend. Deswegen hält man mich unter seinesgleichen für verrückt. Bin's ja wohl auch. Aber ich fühl mich wohl dabei. Denn seit jener Nacht seh' ich alles lächeln. Die Lämmer, die Schafe, den Hund. Das Gras, das sie rupfen, den Knochen, den sie fressen, die Sterne, die Sonne, selbst den Mond. Die ganze Erde ist mir ein fröhlich Gekicher. Hab' seitdem nimmer weinen können. Selbst nicht, als mir Vater und Mutter und dann mein Weib gestorben sind. Warum sollt ich auch? Ein Kind ist mir geblieben. Ein Bub. Ist nun auch schon ein junger Mann. Aber der lacht alleweil wie ich. So, das war meine Geschichte und mein Gesichte."

Die brüchig kichernde Stimme schweigt. Es ist atemstill unter dem breiten Gedach der uralten Bäume, obwohl die Gefährten alle wach geworden und herbeigekommen waren. Zuerst angelockt von des Simon verheißenden Worten, schweigsam durch die Erzählung des Alten.

Nach einer Weile ganz verwundert die Stimme des Hirten:

„Warum lacht ihr denn nicht?"

Feierlich, aus tiefer Andacht, kommt Jesu Antwort: „Weil — wir — lächeln — du guter Alter. Denn dir hat Gott gelacht. Gib mir deinen Segen, Mann. Mir und uns allen hier."

„Bin ich ein Rabbi, daß ich segnen könnte und dürfte? Eßt das Brot, trinkt die Milch, dann habt's den Segen im Leib."

Sie nehmen, trinken, essen.

Als der erste Dämmerschein die Bergrücken ringsum mit Silberbändern schmückt, hüpft der krumme Alte den Weg zurück, den er mit Simon gekommen war.

Bis er hinter einem Hügelvorsprung verschwunden ist, schaut Jesus ihm schweigend nach. Dan wendet er sich den Gefährten zu.

„Daß alle Menschen wären wie er. Ein kindlich reines Herz und den Glauben an das ewige Mutterlächeln. Kommt, nun wird es Zeit, daß wir der Sitte gemäß das Passahfest begehen."

Weihnacht

Gebt die Hände nun einander,
Laßt uns still zusammensteh'n.
Laßt die heil'gen Weihnachtsfreuden
Leis durch eure Herzen weh'n.

O verschließt euch nicht dem Zauber,
Heilen will er euern Schmerz.
Er umschlingt in warmer Liebe
Jedes leiderfüllte Herz.

Einmal nur seid noch wie Kinder,
Die erfüllt von Weihnachtspracht
Weich und dankend ihre Hände
Falten in der heil'gen Nacht.

Schließt euch alle nun zusammen,
Freunde, alle, Hand in Hand!
Seht! Ein Stern ist aufgegangen
Freude bringend jedem Land. —

(Ute Dimigen)

Brich an, du schönes Morgenlicht

Brich an, du schönes Morgenlicht / das ist der alte Morgen nicht / der täglich wiederkehret / es ist ein Leuchten aus der Fern / es ist ein Schimmer, ist ein Stern / von dem ich längst gehöret. / Nun wird ein König, aller Welt / von Ewigkeit zum Heil bestellt / ein zartes Kind geboren / der Teufel hat sein altes Recht / am ganzen menschlichen Geschlecht / verspielt schon und verloren. / Der Himmel ist jetzt nimmer weit / es naht die sel'ge Gotteszeit / der Freiheit und der Liebe. / Wohlauf, du frohe Christenheit / daß jeder sich nach langem Streit / in Friedenswerken übe. / Ein ewig festes Liebesband / hält jedes Haus und jedes Land / und alle Welt umfangen. / Wir alle sind ein heil'ger Stamm / der Löwe spielet mit dem Lamm / das Kind am Nest der Schlangen. / Wer ist noch, welcher sorgt und sinnt? / Hier in der Krippe liegt ein Kind / mit lächelnder Gebärde. / Wir grüßen dich, du Sternenheld / willkommen, Heiland aller Welt / willkommen auf der Erde!

MAX v. SCHENKENDORF

„Königsberger Weihnachtsmusik"

War das Totenfest mit seiner Wanderung zu den verschneiten Gräbern an der Pillauer Landstraße vorüber, so begann es für uns Kinder zu weihnachten. Während wir mit großen Kreuzstichen unsere Nadelbücher und Täblettdeckchen bestickten oder Kalender aus buntem Glanzpapier klebten, eilten unsere Gedanken voraus zu dem duftenden Tannenkranz, der jedes Jahr an roten Seidenbändern in dem breiten Türrahmen zwischen Wohnraum und Eßzimmer hing und an jedem Adventssonntag ein Lichtlein mehr hatte. Zwischen seinen vielen Silberhaaren aber schaukelten leise die Marzipanherzen und Schokoladenbrezel, die Katharinchen und Holzfiguren. Manchmal waren es auch kleine Spielsachen oder „japanische Wunderblumen", die sich im Wasser auftaten, und die wir in der Badewanne neben kerzenbesteckten Nußschalen schwimmen ließen.

Hatte all diese Kostbarkeiten in den ersten Jahren meines Lebens der „Adventsmann" gebracht, so wußte ich eines Tages doch, daß das herrliche Marzipan eine Spezialität von Plouda, Schwermer oder Gehlhaar war, und daß die kunstgewerblichen Sächlein von Backe in der Burgstraße kamen. Und bald hatte ich auch heraus, daß nicht die Engel im Puppenhimmel, sondern meine Mutter hinter den verschlossenen Türen des Eßzimmers die mannigfaltigen Kleidchen meiner Puppen bis in die Nacht hinein nähte, und daß mir letztere nicht der Weihnachtsmann bescherte, sondern daß sie bei Weiß in der Junkerstraße oder bei Hannemann zwischen den Pregelbrücken gekauft waren, an deren Schaufenstern man ganze Tage hätte verbringen mögen, wenn nicht die Hand der Erwachsenen einen stets zu rasch wieder weggezogen hätte. Aber die weihnachtliche Märchenwelt war mir so lieb, daß ich dennoch meine Puppenkinder in der himmlischen Werkstatt träumte, wenn sie einige Wochen vor dem Fest plötzlich verschwunden waren, oder daß ich abends vom Bett aus meine Mutter bat, das Christkind hinter der Tür mit seinem Glöckchen läuten zu lassen, obwohl ich in diesem „Geläut" lange schon das altvertraute Klingeln ihres Schlüsselbundes erkannt hatte.

Romantik ging mir über alles. Und selbst an dem leckeren Pfefferkuchenhaus, das wir eines Tages geschenkt bekamen, und dessen Dach mit bezuckerten Schokoladenplätzchen bedeckt war, reizte mich nichts so sehr wie der mystische Schein, der von einer Kerze durch die roten Gelatine-Fenster geworfen wurde. — Waren die Nikolausschuhe als angenehme Unterbrechung der Wartezeit vor die Tür gestellt und unter nächtlichem Knistern mit Süßigkeiten gefüllt worden, dann wurde für uns am 12. Dezember aus der Weihnachtskiste noch eine Uhr aus blauer Papppe geholt, deren Zeiger jeden Tag um eine Ziffer weitergerückt wurde und jedesmal auf ein anderes bunt geklebtes Bildchen zeigte. Und erst im Laufe der Jahre wich sie dem Adventskalender mit seinen vielen Fenstern und Türen, deren letzte und geheimste — natürlich vor der Zeit — im mondbeschienenen Bett geöffnet wurde.

Alljährlich aber, wenn die Lebkuchendüfte durchs Haus zogen, stellte ich mich in der Küche ein, um von meinem stillen Privileg Gebrauch zu machen und aus den Resten des Teiges unter all den Herzen und Katharinchen ein paar Kringel oder einen Weihnachtsmann für die bunten Teller zu formen. — Hatte die blaue Tanne in unserem Vorgärtchen ihren weißen Pelz angelegt, so ging es wohl auch nach Luisenwahl zum Rodeln, um die letzten Tage vor dem Fest schneller herumzubringen. Wenn aber der Schlitten gerüstet wurde, um vom Hansaring oder vom Walter-Simon-Platz den Weihnachtsbaum zu holen, dann war der große Tag bedenklich nahe gekommen, und es erfolgte die Ersteigung des Dachbodens, auf dem zwischen Schachteln und wundersamen Dingen der eiserne Fuß für den Tannenbaum verborgen war, vor dem nun in wenigen Stunden die Krippe erstrahlen sollte.

„Morgen Kinder wird's was geben", das war das letzte Lied vor dem Fest. — Was dann erklang war der erste weihevolle Auftakt zum Heiligen Abend, war die Königsberger „Weihnachts-Musik", die nach althergebrachter Sitte durch die Straßen zog. Bei uns auf den Hufen ertönte sie bereits, wenn die ersten leichten Schatten der Dämmerung niedersanken, gleichsam den Alltag vom hohen Feierabend trennend. Und das wuchtige „Vom Himmel hoch" der Bläser fiel wie die „Klarheit des Herrn" selbst in die langsam hereinbrechende Heilige Nacht. Die Stunden, die dann folgten, waren bei uns wohl nicht anders als in anderen Häusern. Wie ein einziger gewaltiger Strom ging es durch tausend Kinderherzen, und tausend Fichtenbäumchen hatten die Dunkelheit der großen Heimatwälder mit dem Lichterglanz ihres Festkleides vertauscht. — Dennoch hätte ich unseren Weihnachtsbaum unter all den anderen erkannt, denn zwischen dem üblichen Kugelschmuck, zwischen Äpfeln und Spekulatius hingen — alljährlich zu unserer neuen Freude — die Knusperhexe mit Hänsel und Gretel.

Nach der häuslichen Bescherung ging es in schimmelbespannter Kutsche zu den Großeltern, die auf dem Tragheim wohnten, und nichts von all den festlichen Ereignissen hat in mir einen nachhaltigeren Eindruck hinterlassen als jene Fahrten durch die frostklaren oder tiefverschneiten Weihnachtsnächte, an denen wir aus unserem dunklen Versteck die alten Laternen wie in einem Brillantenkranz funkeln und hinter verhängten Fenstern die Lichterbäume flackern sahen, während die Glocken der Luisenkirche vom Geläut der Steindammer Kirche abgelöst wurden und die „Weihnachts-Musik" im Innern der Stadt noch einmal zwischen dem gleichmäßigen Traben der Pferde und dem Knirschen der Räder im Schnee ihr „Vom Himmel hoch" ertönen ließ.

War es auf der Hinfahrt die freudige Erwartung auf die zweite Bescherung gewesen, die uns beseligte, so hatte unser Glück keine Grenzen, wenn wir auf der Heimfahrt — unsere neuen Geschenke im Arm — dem Wiedersehen mit unseren elterlichen Gaben entgegenfuhren. So spät es auch immer war, einen Blick in die Weihnachtsstube ließen wir uns nicht nehmen, vor allem aber mußten wir noch unser Lieblingsgeschenk holen, um es mit ans Bett zu nehmen. Ich glaube, es war bei mir immer eine Puppe, und wenn sie nur ein neues Kleidchen bekommen hatte. — — —

Alles ist verweht wie ein Traum: Kindheit und Heimat, Fülle und Glückseligkeit. Dennoch bewegt mich tiefer Dank, sie einmal besessen zu haben, sie im Herzen tragen zu dürfen wie ein kostbares Kleinod, wie ein trostreiches Märchenbuch mit tausend bunten Bildern. — Ungezählte gingen den Weg der Vertriebenen. Dennoch freuen sich wieder Kinder ihres Blutes auf die „Heilige Nacht", auch am fernen Ort; dennoch leuchten ihre Augen vor geschmückten Bäumen, wenn sie auch in fremden Wäldern wuchsen, und wieder schlafen kleine Mädchen mit ihren Puppen im Arm in den Weihnachtsmorgen. Das Christkind fand sie auch in der Fremde, es fand auch uns. Sein Glanz ist überall, wo ihm Menschenkinder Tür und Herz öffnen, auch in der engsten Hütte der Heimatlosen. Und eben h i e r klingt sie inniger und wärmer als in den Räumen des Reichtums, die hoffnungsvolle Botschaft der alten heimatlichen „Weihnachts-Musik":

„Vom Himmel hoch da komm ich her . . ."

Carla Christine Wyneken

Kirche von Ad. Neuendorf

Auf unserer Bildseite „Kirchen und Dome unserer Heimat" in Nr. 8 der Ostpreußen-Warte veröffentlichten wir unten rechts eine Aufnahme mit der Bildunterschrift „Alte Ordenskirche in Gutenfeld". Wie uns mitgeteilt wird, handelt es sich bei diesem Bild um eine Aufnahme von der Kirche in Ad. Neuendorf bei Königsberg. Zu dieser Kirche gehörte auch Kraussen und Kraussenhof. Die Kirchen Steinbeck und Ad. Neuendorf hatten nur einen Pfarrer, der seinen Wohnsitz in Steinbeck hatte. Der letzte Geistliche war Pfarrer Dr. Reiß, der in Königsberg nach der Kapitulation 1945 umgekommen ist.

Deutsche Heimat im Osten

Wie wir bereits in unserer November-Ausgabe berichteten, fand in der Zeit vom 24. November bis 17. Dezember in Berlin die Ausstellung „Deutsche Heimat im Osten" statt. Wir geben nachstehend eine ausführliche Darstellung dieser bemerkenswerten Ausstellung, die nunmehr auch in westdeutschen Städten gezeigt werden wird.

Ein Silberpokal mit Heimaterde aus dem Osten steht in der Ehrenhalle der Ausstellung und mahnt zu bedachtsamer innerer Einkehr. Ein hoher Glockenturm steht dabei und läßt aus dem Munde zweier Glocken aus einstigen ostdeutschen Kirchen von Stunde zu Stunde seine gleichfalls mahnende Stimme ertönen. Das über acht Meter hohe, dreiteilige Glasmosaik des Malers Kowalski mit symbolhaften Darstellungen ostdeutschen Lebens läßt Glaube und Hoffnung im Herzen wach werden, daß ein Land, das so heiß umglüht wird von allen Farben des Leids und der Liebe, denen nicht auf immer verloren gehen kann, die es die Heimat nennen.

„Unsere Väter hofften auf dich . .", vom Staats- und Domchor Berlin zur Eröffnungsfestlichkeit der Ausstellung zum Vortrag gebracht, das ist der Auftakt gewesen, mit dem Oberbürgermeister Dr. Reuter und der Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, Jakob Kaiser, die Ausstellung ihrer Bestimmung übergab. Ihre Bestimmung aber ist die, zur Erkenntnis beizutragen, daß das heutige Deutschland keine Bedrohung der Freiheit mehr bedeutet und daß aus dieser Feststellung heraus das Selbstbestimmungsrecht der Völker auch für den deutschen Osten von allen Heimatvertriebenen in vollstem Umfang in Anspruch genommen werden wird. „Man kann Europa nicht dadurch befrieden und stärken," sagte Kaiser, „daß man aus Königsberg Kaliningrad und aus Breslau Wroclaw macht. Europa kann nur befriedet werden, wenn ein gleichberechtigtes Deutschland in den Grenzen wiederhergestellt wird, die seinem Selbstbestimmungsrecht entsprechen."

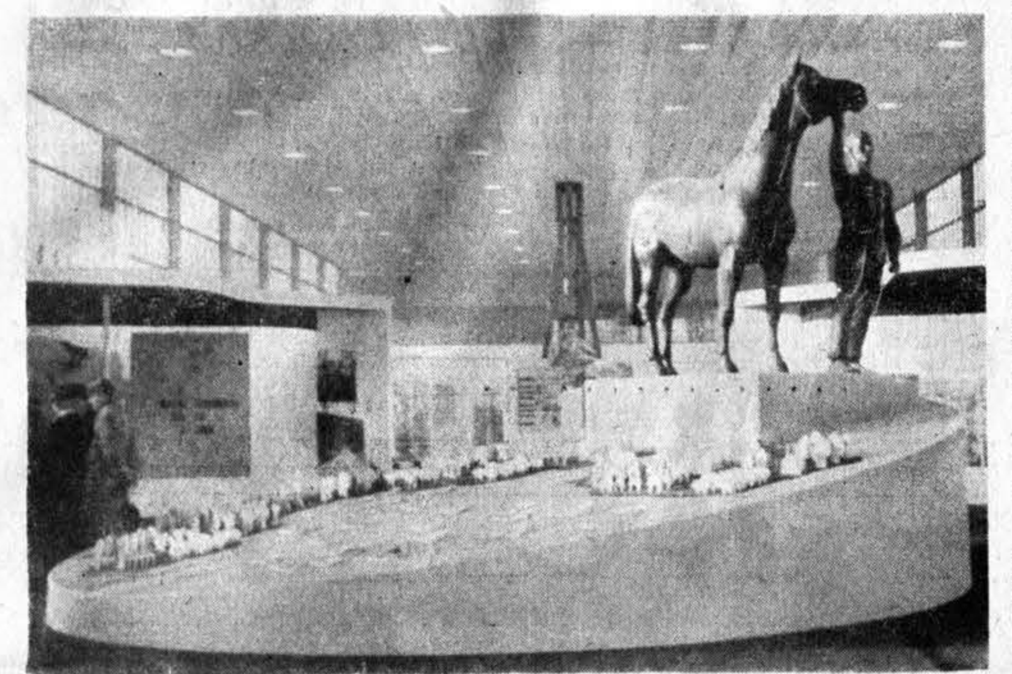
Vor den Repräsentanten des Berliner Geistes- und Kulturlebens nahm auch Dr. Reuter Stellung zum Sinn und Zweck der Ausstellung, deren Schirmherr der Bundeskanzler ist. Er erklärte u. a.: „Eine Ausstellung für den deutschen Osten kann nur in Berlin eröffnet werden, dem Land, in dem sich das Schicksal des deutschen Ostens ausschlaggebend entscheiden wird."

Die Aufgliederung der Ausstellung, an deren Zustandekommen die Heimatvertriebenenverbände einen erheblichen Anteil haben, wenngleich Bundesregierung und Magistrat der Stadt Berlin ihre Träger sind, umfaßt räumlich alle Ostgebiete innerhalb der deutschen politischen Grenzen von 1937. Sie hat indes nicht den Charakter erhalten, der einer Anhäufung altmusealen Stiles gleichkommen könnte, sondern sie ist groß und großzügig, historisch und thematisch derart geschickt auf- und ausgebaut, daß man es allseits begrüßen dürfte, wenn sie nach ihrer Berliner Zeit in die Hauptstädte des Westens wandert.

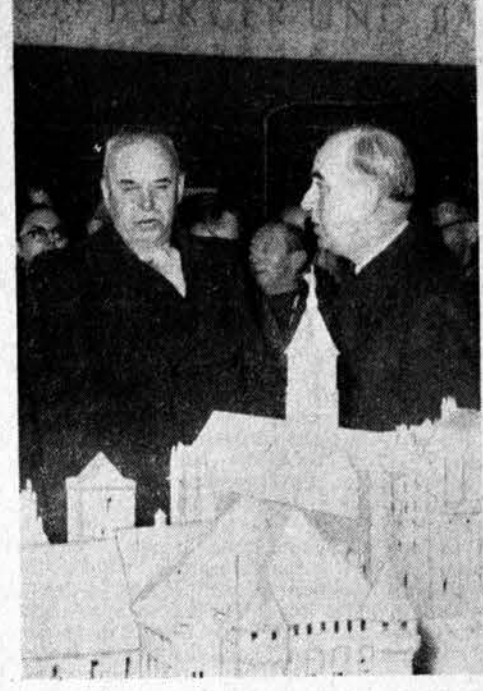
Es dürfte an dieser Stelle von besonderem Interesse sein, mit einigen Titeln und Namen aufzuwarten, mit deren Unterstützung die Ausstellung zustande kam: Das ehemalige Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin, der „Göttinger Arbeitskreis", das Joh.-Gottfried-Herder-Institut in Marburg, aber auch die Wissenschaftler und Künstler Dr. Maximilian v. Hagen-Berlin, Dr. E. Nadolny-Hannover, Dr. Ernst Schüz-Stuttgart, Prof. E. Böhm, die Meisterschule für das deutsche Kunsthandwerk in Berlin. Das ist nur ein verschwindend geringer Bruchteil aller derjenigen, die ihr Wissen und ihre Ressorts uneingeschränkt in den Dienst dieser guten Sache stellten.

Für die Ausstellung ergibt sich insgesamt der Begriff, daß sie nicht nur ein Werber für den ostdeutschen Gedanken und Menschen ist, ein Mahner und Rufer zur Rückkehr in altdeutsches Land, sondern daß sie in erster Linie die Aufgabe erfüllt, die ihr mit den Worten der „Charta" gegeben ist: „Die Völker und Menschen aufzurufen, die guten Willens sind, Hand anzulegen ans Werk, damit aus Schuld, Unglück, Armut und Elend für uns alle der Weg in eine bessere Zukunft gefunden wird".

Wolfgang Greiser



Landwirtschaftsschau mit Bronzeplastik: Trakehner Hengst



Oberbürgermeister Dr. Reuter und der Berliner Vorsitzende des Landesverbandes der Heimatvertriebenen Dr. Rojek vor dem Modell der Marienburg. Aufn.: Heinz Wunnicke

In tausendfachen Zeugnissen

Es ist unmöglich, im Rahmen dieses Berichts das Gesamte der Ausstellung zu würdigen, und das ist auch nicht nötig. Denn die Ausstellung wird nacheinander in mehreren westdeutschen Städten gezeigt werden. Ja, es ist nicht einmal möglich, das alles zu nennen, was zu uns Ostpreußen besonders spricht. Denn dessen gibt es viel.

Die Eingangshalle wird beherrscht von dem monumentalen Triptychon von Peter Ludwig Kowalski. Seine eindrucksvolle Glasmalerei ist wirklich „eine farbgewordene Symphonie der Landschaft und der Menschen", und es ist nicht übertrieben, wenn man sie „Das hohe Lied auf die Heimat des deutschen Ostens" genannt hat. Ein breiter Bilderfries, beginnend mit Ostpreußen, zeigt uns in vertrauten Bildern, was uns die Heimat war und immer noch ist: nicht „eine stille fromme Sage", sondern lebendige, erregende Gegenwart!

Da grüßen uns die Großaufnahmen einer masurischen Fischersfrau und eines kurischen Fischers als vertraute Gesichter; wir sehen ein masurisches Dorf, eine ostpreußische Bauernstube und kurische Fischermädchen in Tracht; wir sehen die Dünen der Kurischen Nehrung, das vertraute Bild Niddens und — in einer anderen Abteilung — die Vogelwarte in Rossitten; vom Leben dort erzählten auch Bilder des Trakehner Gestüts.

Aber auch andere Bilder grüßen uns vertraut: der Dom von Königsberg mit dem noch unzerstörten Grabdenkmal Kants, die Speicher am Hafen, Heilsberg und das helle Barock der Wallfahrtskirche Heiligenlinde; es fehlt auch nicht das oberländische Vorlaubenhaus.

Die anschließende Halle ist dem kulturellen Werden und der kulturellen Eigenart der Ostgebiete gewidmet. Sie zeigt, daß dieses Land erst durch die deutsche Kulturarbeit geworden und erworben ist. Ostpreußens Vorgeschichte ist mit einigen prächtigen Stücken vertreten, — aber wir erinnern uns schmerzlich der umfangreichen Sammlungen und Schätze des Prussia-Museums im Königsberger Schloß. Dann aber wird die Geschichte der Besiedelung und die kulturelle Entwicklung Preußens durch Karte, Bild, Modell und graphische Darstellung lebendig gemacht. Wie viele Bilder sind uns vertraut! Wir finden, zugleich als Zeugen ostdeutscher Baukunst, Bilder der Ordensburgen Rössel, Heilsberg, Neidenburg, Allenstein, Marienwerder und Marienburg. Die Marienburg wird auch im Modell gezeigt. Aus der neueren Geschichte fesselt vor allem die eindrucksvolle Darstellung des Abstimmungsergebnisses von 1920. Und der Wissenschaftler wie der geschichtlich Interessierte findet an alten Originalurkunden und alten Drucken eine reiche und interessante Ausbeute. Ein Schaukasten vereinigt die Goldene Bulle von Rimini, in der Kaiser Friedrich II. 1226 den Deutschen Ritterorden mit Preußen belehnt, mit dem Friedensvertrag, den der Orden 1249 mit den Prussen schloß, und mit der Besitzbestätigung durch den Papst Alexander IV. vom Jahre 1259. Auch ein Trachtentableau findet sich hier.

Eindrucksvoll wird auch vor Augen geführt, was Ostpreußen in die deutsche Kultur hineingegeben hat. Ein Stammbaum vereinigt an sechs Ästen eine Reihe großer Namen: Dichter und Künstler, Naturwissenschafter und Geisteswissenschafter, Persönlichkeiten der Wirtschaft und solche, die sich im Dienst des Volkes hervorragend bewährt haben; es sind zehn Nobelpreisträger darunter! Und die ostpreußischen Zweige dieser Äste mögen uns wohl stolz machen! Da finden wir **unter den Dichtern die Namen Simon Dach,** J. Ch. Gottsched, E. Th. Hoffmann, Zacharias Werner, Max von Schenkendorf, Wilhelm Jordan, Ernst Wichert, Hermann Sudermann, Arno Holz, Agnes Miegel und Ernst Wiechert, Albrecht Schaeffer und Alfred Brust. Der geisteswissenschaftliche Zweig wird durch die Namen Hamann, Herder und Kant, durch Hippel und Gregorovius, aber auch durch Conrad Burdach, Gustav Kossinna und Erich von Drygalski bezeichnet.

Der ebenfalls reich belaubte künstlerische Zweig trägt u. a. die Namen Michael Willmann, Rudolf Siemering, Lovis Corinth, Käthe Kollwitz, Johann Friedrich Reichardt, Otto Nicolai, Hermann Goetz und Walter Kollo; er nennt neben jenen Malern, Bildhauern und Komponisten auch die Theaterleute Paul Schlenther, Adalbert Matkowsky und Paul Wegener. Es sind hier nur die Ostpreußen genannt, nicht die großen Namen aus Westpreußen. Wollten wir sie uns auch zurechnen, müßten wir hier noch viele Namen anreihen. An dem naturwissenschaftlichen Zweig finden wir die Namen der Nobelpreisträger Otto Wallach, Wilhelm Wien und Emil Behring.

In diesem Raum findet sich neben der Büste Kants auch das Bronzebildnis Paul Wegeners von Barlach sowie eine Zeichnung des Künstlers von Emil Orlick. Hier aber klagt auch die Not derer, die das von ihnen geschaffene Kulturland flüchtend oder vertrieben verlassen mußten. Erschütternde Gemälde von Robert Huth und Karl Kunz stehen neben Zeichnungen und Groß-Photos.

Was die ostdeutschen Künstler geschaffen haben, tritt uns in dem hohen Rundbau der Halle V vor Augen, und ostpreußische Kunst präsentiert sich hier in hervorragender Weise. Unmöglich, alle Namen aufzuführen, unmöglich zu sagen, wie viele nichtostpreußische Künstler in Ostpreußen für ihre Kunst Befruchtung fanden! Der ganze Rundbau wird beherrscht von Andreas Schlüters prächtigem Reiterstandbild des Großen Kurfürsten, das vor nicht langer Zeit aus dem Tegeler See geborgen wurde. Es steht hier im doppelten Sinne an der rechten Stelle: als hervorragendes Denkmal ostdeutscher Kunst und als Sinnbild der deutschen Leistung im Osten. Die Schau zeigt neben älteren Malern, unter den der 1630 in Königsberg geborene Michael Willmann, der befähigte Künstler des Barocks, auffällt, recht deutlich Ostpreußens Vorstoß um die Jahrhundertwende.

Zwei Namen stehen hier im Vordergrund, Lovis Corinth und Käthe Kollwitz, der Sohn Tapiaus und die Königsbergerin. Lovis Corinth ist fast eine ganze Koje vorbehalten. Ins Auge fallend zuerst das bedeutsame Bildnis der Gräfin Finkh; flankiert wird es von dem berühmten „Selbstbildnis mit Skelett" und „In Max Halbes Garten". Vervollständigt wird das Bild der künstlerischen Persönlichkeit Corinths durch eine „Pommersche Landschaft" und die Kreidezeichnungen „Buchstabe P" (Paradies), „Buchstabe C" (Selbstbildnis mit Skelett), „Tapiau" und „Ostpreußische Fischerboote".

Von Käthe Kollwitz finden wir neben Zeichnungen und graphischen Blättern hier auch das Selbstbildnis in Bronze und die Reliefplastik „Klage". Daneben stehen Arthur Degener, Karl Eulenstein und Karl Kunz. Einen besonderen Rang nehmen Alfred Partikel mit einer ostpreußischen Landschaft und Waldemar Rössler mit mehreren Bildern ein. Auch die Aquatintablätter von Heinrich Wolff, unter ihnen „Markttag am Altstädtischen Markt" (in Königsberg) und „Marktplatz in Cranz", sprechen uns stark an. Es fällt schwer, sich von diesen Schätzen zu trennen.

Anschließend zeigt eine kleinere Halle das Schrifttum des deutschen Ostens in Bildern und Werken. Ostpreußen tritt später als Schlesien auf dem Felde der Literatur auf, dann aber ergibt sich, wie der Beschauer feststellen kann, eine schnelle Entwicklung. Simon Dach und Gottsched stehen am Anfang, Hamann, Herder und Kant, deren Werke zum Teil in Erstausgaben ausliegen, führen in der Aufklärungszeit auf eine erstaunliche Höhe.

Die Ostpreußen-Warte grüßt uns von einer Rundsäule in der Mitte des Leseraumes.

Landwirtschaft, Industrie und Handwerk sind in ihrer Vielfalt und ihrer Leistung anschaulich dargestellt. Hier hat auch die Bronzegruppe von Milly Steger „Trakehner mit Pferdehalter" Aufstellung gefunden, und sie spricht uns Ostpreußen ebenso an wie der naturwahr präparierte Elch im Nehrungswald, in dessen Nachbarschaft ein Keilerkopf, das Geweih eines stolzen Achtzehnenders, ein balzender Auerhahn und ein Fasan vom Leben des ostpreußischen Waldes erzählen. In der gewerblichen Abteilung stehen wir gern an dem Arbeitstisch des Bernsteinschleifers und bewundern in den Vitrinen die schönen Bernsteinerzeugnisse.

Es ist viel in der Ausstellung zu sehen, und doch fehlt auch vieles; eine Berliner Tageszeitung sprach von „geretteten Fragmenten". Was aber da ist, spricht zu uns. Vielleicht spricht die Ausstellung so deutlich nicht zu allen, die es angeht und die sie mit ihrem Ruf erfassen möchte. Denn sie plaudert nicht leichthin, sie erfordert Ruhe, Sich-Vertiefen. Dann aber lohnt sie. Und wir Ostpreußen wollen dankbar sein, daß sie geschaffen wurde und nun vernehmlich von der Schönheit und dem Wert dessen, was wir verloren haben, kündet.

O. M. S.

Der Brummtopf geht um

Mancher Heimatvertriebene des Ostens wird wohl erstaunt sein, in Holstein und in Niedersachsen in den „Zwölften", d. i. in der Zeit von Weihnachten bis Dreikönige einer Sitte zu begegnen, die er bisher vielleicht für eine Besonderheit seiner östlichen Heimat gehalten hat. Wie in Schlesien und in verstärktem Umfange namentlich in Ostpreußen geht nämlich auch hierzulande der „Brummtopf" zur Jahreswende um. Wenn auch der Name anders lautet — Rummelpott, Hukelpott —, die Sache ist die gleiche: Ein Topf, dessen Öffnung eine Schweinsblase mit einem Schlitz in der Mitte überspannt; der in dem Schlitz steckende Stock, auf- und niederbewegt oder mit den Fingern gestrichen, erzeugt ein dumpfes, brummendes Geräusch. Mit diesem Gerät ziehen Kinder von Haus zu Haus und erbitten Gaben unter Absingen von bestimmten Liedern. Nicht anders war es im Osten; und heimatlich wird es Kinder und Erwachsene berühren, wenn das Rumm, Rumm, Rumm" an ihre Ohren klingt.

Eine Erhebung im Jahre 1931 hat gezeigt, daß dieser Brauch besonders stark außer in Ostpreußen noch in drei Gebieten betätigt wird: In Holstein, Friesland und am Niederrhein. Dazu kommen ein dichter Bezirk in Steiermark und versprengte Reste in Mitteldeutschland. Da die Sitte aber auch in Holland, Dänemark und Südschweden nachweisbar ist, wird man von einem charakteristisch altgermanischen Brauch sprechen dürfen, der auf vorchristliche Zeiten zurückgehend, ein ehrwürdiges Alter für sich in Anspruch nehmen kann. Nach Ostpreußen haben ihn Niedersachsen gebracht, die ja im Mittelalter einen Hauptbestandteil der Kolonisatoren jener Provinz darstellten. Mannigfache Beziehungen stofflicher und geistiger Art verknüpften damals den Osten eng mit dem Westen; unter ihnen ist der „Rummelpott" einst der merkwürdigsten und interessantesten Stücke volkstümlichen Brauchtums. Ein Hauch geheimnisvollen, noch rätselhaften Geistes umweht das Rummelpott-Lied, wie es in Holstein gesungen wird:

Dor kümmt en Schipp ut Holland,
Dat hett so moi Wind.
Schipper, wirst du wieken,
Bootsmann, wirst du strieken?
Sett en Segel up de Topp!
Giff mi watt in de Rummelpott!

Aus dem Osten klingt ein robusterer Schlußgesang:

Und so laßt uns nicht stehn,
und so schenket uns doch was!
denn wir wollen noch weiter brummen gehn.
Wurst, Wurst, Wurst.

Bei jedem der letzten drei Worte wird ein Brummtopf gezogen und so die Bitte lautlich untermalt.

Dr. Wilhelm Gaerte

Es schlägt zwölf

Noch fehlen einige Minuten bis Mitternacht. In meinem Stübchen brennen noch einmal alle Kerzen zum feierlichen Abschluß des alten Jahres. Ab und zu knistert es in den schon trockenen Ästen des Tannenbäumchens, und ich spüre den zarten, würzigen Duft. Ich suche mir das hellste Lichtlein aus, nehme das stille, friedliche Leuchten in mich auf und behalte es in meinem jetzt so warmen Herzen. Es ist wie eine Andacht, so feierlich und heilig. Alle Schmerzen der Menschheit will ich in dieser Stunde vergessen und für mich allein sein in meiner kleinen Welt. Ich lausche nach innen, und es klingt, da ganz von fern und dann immer näher so viel Feines und Zartes und Zerbrechliches, das im rauhen Alltag unter Sorgen und Nöten tief versteckt war.

Da, fängt da nicht ein Lichtlein an zu flackern? Auch ein anderes und noch eins wird unruhig. Das sind meine Gedanken auf dem Wege zur Heimat. Das ist die Angst um das Land meiner Kindheit, um meine Heimat, die unter fremder Gewalt so leiden muß, der ich nicht helfen kann und die auch mir nicht helfen kann.

Da schlägt es zwölf. Ich öffne das Fenster und mit dem Glockengeläute lasse ich das neue Jahr herein. Dunkel und schwer ist die Nacht und ohne Sterne. Kein heller Schimmer leuchtet in das dunkle Geheimnis des begonnenen Jahres. Was wird es uns bringen? Viel Leid und wenig Freude?! Wir kennen es nicht mehr anders. Aber vielleicht brauchen wir gerade das, um zur inneren Vollendung zu kommen.

Ich schließe das Fenster. Die Lichtchen sind heruntergebrannt, und es ist nichts Helles mehr da. Aber in mir ist etwas, das mit Mut und Hoffnung und Zuversicht dem neuen Jahr entgegengeht. **Friedel von der Heydt**

MORITURI / *Von Karl Schmissat*

Wir waren eine fröhliche Silvestergesellschaft, die sich in dem gemütlichen Landpfarrhaus zusammengefunden hatte: der alte weißhaarige Pfarrer, der Arzt, ein lustiger, spitzbärtiger Junggeselle, der junge Lehrer, ein feiner ernster Mensch, der sich die Erforschung der Geschichte und des Volkes dieser Gegend zur Aufgabe gemacht hatte, und ein älterer Student, der gleich mir aus der Stadt gekommen war und einige Tage als Gast im Pfarrhause verweilte: dazu kamen noch die zu diesem Kreise gehörigen alten und jungen Damen.

Die auf Frohsinn eingestellte Eigenart dieses Beisammenseins, die geistreichen Einfälle des würdigen Hausherrn und das Bemühen aller Gäste, die letzte Stunde des Jahres heiter ausklingen zu lassen, hatten jene Stimmung hervorgerufen, die durch keinen trüben Gedanken gestört sein will. Und doch lag einmal diese Gefahr nahe. Der junge Lehrer hatte nach besonderen Silvester- und Neujahrssitten dieser Gegend gefragt, worauf der Pfarrer mitteilte, man sei hier des Glaubens, daß gewisse Menschen in der Silvesternacht die Toten des neuen Jahres sehen könnten, wie sie in einem langsamen, schweigenden Zuge über den Kirchhof gingen. Ein Schatten schien mit diesen Worten plötzlich in die Heiterkeit der Unterhaltung gefallen zu sein. Da lenkte ein kleines Unglück — einem Gast war das Glas beim Einfüllen des heißen Punsches gesprungen — das Gespräch wieder in eine heitere Bahn.

Als die alte Standuhr zwölf schlug, erhoben sich alle, stießen mit den Gläsern an und beglückwünschten einander. Dann traten sie vor die Haustür, als eben auch die Uhr der Dorfkirche Mitternacht anzeigte. Der voll ausgestirnte Himmel beleuchtete schwach das Dorf, aus dem vereinzelte Neujahrsrufe übermütiger Burschen kamen.

„Wie die Menschen immer begehren, den Schleier der Zukunft zu lüften", sagte der Lehrer, den die Worte des Pfarrers noch beschäftigten. Wir beide waren langsam weitergegangen und an das offene Tor des Kirchhofs gekommen. Ohne unsern Schritt zu hemmen, gingen wir den breiten Kiesweg weiter und blieben auf der Höhe des Weges stehen. Da hörte ich plötzlich gedämpfte, trübe Orgelmusik. Ich blickte zur Seite, um zu sehen, ob in der Kirche Licht sei. Da durchfuhr es mich wie ein lähmender Schlag: meine Kraft drohte mich zu verlassen, ich hielt mich am nächsten Grabkreuz fest. An der Kirche vorbei kam ein seltsamer Zug. Allen voran ging sicheren Schrittes der Tod; ihm folgten Alte und Junge, trippelnd, bedächtig, tastend. Sie wußten nicht wer sie führte, denn ihre Gesichter waren heiter und ohne Angst. Einige von ihnen, die aus diesem Dorfe, kannte ich. Eine junge abgehärmte Frau mit einem Kinde auf dem Arm war darunter, die ich vom Pfarrhofe her kannte, wo sie oft bei der Arbeit half oder Schutz vor ihrem trunksüchtigen Manne suchte. Gleich in der ersten Reihe war ein anderes Gesicht. Da packte mich Entsetzen, ich fühlte, wie mir der Kopf leer wurde, denn jener war kein anderer als mein gegenwärtiger Begleiter, selbst seine Kleidung war die gleiche. Ich wandte mich dem Lehrer zu. Er sah nichts, denn immer noch sprach er in seiner ruhigen, fast eintönigen Art von der ewigen Sehnsucht der Menschen nach vollkommener Erkenntnis. Unterdessen war der Zug vom Wege abgebogen und in die Seitengänge getreten. Einzeln in gleichen Entfernungen standen sie vor offenen Gräbern, schweigend, gebeugten Hauptes. Plötzlich brach die dunkle Trauermusik ab, und die Orgel setzte frisch mit allen Registern ein. Da ordneten sich die seltsamen Gestalten wieder zum Zuge und schritten zum Kirchhof hinaus. Ich legte meinen Arm in den des Lehrers, um mich zu stützen, und sagte: „Kommen Sie, es ist kalt." „Und so ist es gut, daß die weise Vorsehung es dem Menschen nicht vergönnt hat, zu erfahren, was die Zukunft ihm bringen wird", sprach er wie zum Abschluß, und in verändertem Ton fügte er hinzu: „Ja es ist sehr kalt. Kommen Sie, ein Glas heißer Punsch wird uns gut tun!"

Im Pfarrhaus brachen die Gäste bald auf. Ich konnte in dieser Nacht nicht schlafen; allerlei Gedanken jagten durch mein Hirn, aber was ich gedacht habe, weiß ich nicht mehr.

Am folgenden Tage besuchte ich den Lehrer, um mich zu verabschieden. Er erzählte mir von seinen volkstümlichen Studien und zeigte mir viel gesammeltes Material, mit dessen Sichtung und Gestaltung er in nächster Zeit beginnen werde. Am Abend verließ ich den Ort.

Etwa zwei Wochen danach schrieb mir der Pfarrer, daß der Lehrer einer schweren Lungenentzündung erlegen sei. Er selbst wäre wegen Kränklichkeit von seinem Amt zurückgetreten und werde zu seinen Kindern in die Stadt ziehen.

So bekam auch ich keine Nachricht mehr aus dem Dorfe.

SILVESTER

Wieder ist ein Jahr entschwunden
In der Zeiten Sturmeslauf,
Wieder steigt in wen'gen Stunden
Schon ein neues vor uns auf,
Und was nun auf seiner Schwelle
An viel tausend Wünschen steht;
Alles fließt aus einer Quelle
Und ergießt sich ins Gebet:
Daß es endlich Frieden werde
Durch des Herrn allmächt'ge Hand,
Frieden auch auf dieser Erde,
Wo die Menschheit ihn nicht fand,
Frieden, der da überhöhet
Alle menschliche Vernunft,
Der im Glauben uns umwehet
An des Heilands Wiederkunft!
Sucht ihn, nicht in den Parteien,
Die von Leidenschaft verwirrt,
Und in deren Kämpferreihen
Wahrheit oft nur Maske wird;
Sucht ihn in der festen Einheit,
Die der Welt das Auge stählt
Wie auch ihre Allgemeinheit
Wankt, wenn ihr der Frieden fehlt.
Ringt um ihn in laut'rer Klarheit,
Fern von inn'rem Bruderstreit,
Ringt um Freiheit, ringt um Wahrheit,
Ringet um — Gerechtigkeit!!!
Und, das wir auf uns'rem Pfade
Solchen Ringens nicht allein,
Wolle Gott in Seiner Gnade
Helfer uns und Beistand sein!

Dr. Graf von Brünneck

Ermländische Nachrichten

Wie das Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen „Der Archivar" (April 1950) berichtet, ist das Archiv und die Bibliothek von Frauenburg durch Plünderung und Vernichtung bis auf wenige Reste verlorengegangen. Was noch gerettet werden konnte, befindet sich in dem neuen polnischen Diözesan-Archiv in Allenstein.

Im Sommer und Herbst 1950 nahmen fast 20 000 Ermländer an den Wallfahrten teil, die H. H. Kapitularvikar Prälat Kather an folgenden Orten veranstaltete: Werl, Kevelaer, Hamburg, Berlin, Bochum, Rulle, Kiel, Hildesheim, Bielefeld, Weingarten, Radolfzell, Lüneburg, Itzehoe, Heide, Schleswig, Lathen, Siegen, Nürnberg, Frankfurt, Stade, Fulda, Duderstadt, Celle, Freiburg, Hechingen, München, Mölln und Bremervörde.

Über 100 ermländische Priester sind beim Einbruch der Russen in der alten Heimat umgekommen. Zu ihrem Gedenken soll aus der Hand des Domherrn Dr. Schwark eine Gedenkschrift erscheinen, das ein Lebensbild der Toten geben soll.

Verstorben sind: Die frühere Oberin Schwester Philiberta, Heilsberg. — Schulrat Döring aus Heilsberg. — Stadtbaumeister Lutterberg aus Braunsberg. — Kaufmann Konetzkow aus Memel.

Im nächsten Jahr 1951 feiern das goldene Priesterjubiläum Pfarrer Kabath, Pfarrer Austen, und Geistl. Rat Ziegler. Das silberne Priesterjubiläum feiern: Pfarrer Bulitta, Pfarrer Klein, Pfarrer Sauermann, Kuratus Will, Professor Ziegler und Pfarrer Mohn. **P. K.**

Unsere Schlagballspieler

Gedanken und Erinnerungen / Oskar Palwait

Wenn von den Erfolgen der ostpreußischen Jugend auf dem Gebiet der Bewegungsspiele die Rede ist, so darf hierbei ein Kampfspiel nicht unerwähnt bleiben, das in den letzten Jahren zu Unrecht immer mehr vernachlässigt wurde und heute leider nur noch von wenigen Anhängern gepflegt und betrieben wird: Das urdeutsche Schlagballspiel.

Man braucht in der Geschichte der Bewegungsspiele gar nicht so weit zurückzublättern, um zu beweisen, daß auch dieses Spiel einst zu den volkstümlichsten Kampfspielen zählte und bei den Endkämpfen Hunderte, ja Tausende von begeisterten Zuschauern in seinen Bann zog. In der Hauptsache war es die Schuljugend, die sich diesem Spiel mit Begeisterung widmete und ihm — diese Feststellung mag heute merkwürdig klingen — mehr Interesse und Sympathie entgegenbracht als dem damals noch als „roh" verschrienen Fußballspiel.

Wer den Königsberger Walter Simon-Platz gekannt hat, der wird sich noch an jene „Schlagballzeit" in den Jahren 1920—1930 erinnern können, in der in den Sommermonaten am Nachmittag die Schuljugend, und ab 18 Uhr die Sport- und Turnvereine auf mehreren von begeisterten Zuschauern dicht umgrenzten Plätzen ihre Punktspiele austrugen. Namen wie Mäser und Sudau von der Hindenburgoberrealschule, Ritzki und Zander vom Friedrichskollegium, Theseler und Döhring vom Realgymnasium Löbenicht, Harguth und Hellwig von der Vorstädtischen Real- und späteren Oberrealschule und nicht zuletzt Springstein, Behrend, Jackstien und der sowohl in der Fang- und Schlagtechnik als auch in der Treffsicherheit einmalige Penzeck von der Burgoberrealschule, um nur einige der bekanntesten und beliebtesten Königsberger Schlagballspieler zu nennen, hatten bei der Jugend einen ähnlichen Klang wie die später in Erscheinung tretenden ostpreußischen Fußballhelden Paul Gehlhaar, Horst Lemke und Kurt Jürgons vom VfB.; Dzaebel und Hermenau von der Sportvereinigung Prussia-Samland oder Nopens von der Spielvereinigung Memel.

Bei den Schulmannschaften der höheren Lehranstalten war es zunächst die Königsberger Hindenburgschule, die unter Leitung ihres verdienstvollen Turnlehrers Baasche mehrmals die ostpreußischen Farben bei den Endkämpfen der von dem Pr. Philologenverband ausgeschriebenen Preußenspielen in Berlin erfolgreich vertreten und hierbei den zweiten Platz hinter der damals noch als unbesiegbar geltenden Mannschaft der Flensburger Oberrealschule erringen konnte. Mit der Zeit erwuchs jedoch der Hindenburgschule in der Burgoberrealschule ein starker Konkurrent und wie im Fußball einst die Entscheidungskämpfe zu einem ständigen Rivalenkampf zwischen VfB. und Prussia Samland führten, aus dem meistens der VfB. als Sieger hervorging, so lieferten sich im Schlagballspiel diese beiden Schulmannschaften bei den Endkämpfen um die Königsberger bzw. Ostpreußenmeisterschaft erbitterte Kämpfe, die seit 1924 fast ausnahmslos mit einem Siege der Burgschule endeten.

Und dann kamen die Jahre 1925 und 1926, in denen die Schlagballmannschaft der Burgschule ihren größten und schönsten Triumphe feiern konnte, gelang es ihr doch in Berlin nach z. T. recht spannenden und harten Kämpfen den heiß begehrten Titel eines Landesmeisters, den bis dahin die Flensburger Oberrealschule erfolgreich verteidigen konnte, nach Ostpreußen zu entführen.

Nicht weniger erfolgreich war die Schulmannschaft der Königsberger Vorstädtischen Realschule, die unter der Leitung ihres rührigen Turnlehrers Gudjons einige Jahre vorher zwei Mal den Titel eines Landesmeisters für Nichtvollanstalten in Berlin erringen konnte. Auch später, als diese Schule zu einer Vollanstalt (Oberrealschule) ausgebaut worden war, war sie der sieggewohnten Burgschule ein beachtenswerter Gegner, dem es sogar im Jahre 1926 gelang, sich bei dem Entscheidungsspiel um die Ostpreußenmeisterschaft den zweiten Platz hinter der Burgschule, dem damaligen Landesmeister, zu erkämpfen. Auch die Achtungserfolge der Wehlauer Realschule, die diese mit ihrer Schlagballmannschaft unter ihrem verdienstvollen Turnlehrer und Betreuer Hundertmark erzielen konnte, verdienen hervorgehoben zu werden.

Aber nicht nur die ostpreußischen Schulmannschaften, sondern auch die ostpreußischen Sport- und Turnvereine können im Schlagballspiel auf stolze Erfolge zurückblicken. Nur wenige unter uns werden sich sicherlich noch jener Zeit vor dem ersten Weltkriege erinnern, in der namentlich der KTC. mit seiner Mannschaft unter den Turnvereinen auf einsamer Höhe stand und in Ost- und Westpreußen kaum einen Gegner zu fürchten brauchte. bei den Sportvereinen waren es zunächst die Sportvereinigung Prussia-Samland unter ihrem Mannschaftsführer und Malspieler Will, dem alten Fußballhasen und Repräsentativspieler, und der Asco, die sich mit wechselndem Erfolg erbitterte Schlagballkämpfe lieferten. Noch heute denke ich gerne an ein auf dem Walter Simon-Platz ausgetragenes Entscheidungsspiel dieser Mannschaften zurück, das schließlich nach einem selten spannenden Verlauf die Adlerträger, bei denen sich wie immer die Gebrüder Mäser auszeichneten, mit einem einzigen Punkt (Resultat 77:76) glücklich für sich entscheiden konnten.

Inzwischen — gemeint sind die Jahre 1923 bis 1928 — hatte der erst nach dem ersten Weltkrieg gegründete VfK. (Verein für Körperübungen) in stiller unermüdlicher Breitenarbeit unter seinem verdienstvollen und langjährigen Vorsitzenden Weinberg mit besonderem Eifer und Interesse das Schlagballspiel gepflegt und betrieben. Die Erfole blieben auch nicht aus. Nach Abschluß der Rundenspiele standen sowohl die erste Jugendmannschaft als auch die erste Senioren-Mannschaft an der Spitze der Tabelle und es bedeutete schon eine Sensation, als die erste Jugendmannschaft des VfB., bei der damals noch der späterhin international bekannte und berühmte Fußballtorhüter Paul Gehlhaar als Vorne-Mittespieler mitwirkte, die Jugendmannschaft des VfK. in einem spannenden Entscheidungsspiel im Jahre 1924 schlagen und damit einmalig die Jugendmeisterschaft erringen konnte.

Konkurrenzlos und ungeschlagen dagegen stand die Meisterschaft der Senioren des VfK. ihre Rundenspiele durch und konnte somit ununterbrochen jahrelang als beste Ostpreußische Schlagballmannschaft an den Titelkämpfen um die deutsche Meisterschaft teilnehmen. Sie spielte in Ostdeutschland im Schlagball dieselbe Rolle, wie einst der ruhmreiche VfB. im Fußball. Im Jahre 1928 gelang dann dieser VfK.-Mannschaft der große Erfolg, auf den wir Ostpreußen mit besonderer Freude und berechtigtem Stolz zurückblicken können. Sie konnte ihren Siegeslauf in Chemnitz bei den Endkämpfen mit den heißbegehrten Titel eines Deutschen Meisters krönen.

Was den Ostpreußischen Fußball-, Handball- und Hockeyspielern bisher nicht gelungen war, nämlich den Tites eines Deutschen Meisters zu erringen, das blieb somit den ostpreußischen Schlagballspielern vorbehalten. Diese Tatsache allein läßt es wert erscheinen, sich jetzt noch jener Mannschaften und Spieler zu erinnern, die ihren Teil dazu beigetragen haben, dem ostpreußischen Namen einen besonderen, achtunggebietenden Klang zu verleihen, um so mehr als dieses schöne und rassige Sommerspiel heute auszusterben droht und der Zeitpunkt nicht mehr fern zu sein scheint, wo das Wort „Schlagball' nur noch im Wörterbuch zu finden sein wird.

Oskar Palwait.

Kreistreffen in Halle / Westf.

Im November fand das diesjährige Kreistreffen der nordostdeutschen Landsmannschaft Halle i. W. in Halle statt. Es ist bereits Tradition geworden, daß sich einmal im Jahr die Ost- und Westpreußen, Danziger und Pommern aus dem Kreis Halle i. W. treffen. Auf einer Vertretertagung behandelte der Kreissprecher Noack Fragen der landsmannschaftlichen Arbeit, vor allem die heimatpolitische Aufgabe und die Aufstellung und Erweiterung der bisherigen Heimatortskarteien. Bei der anschließenden Neuwahl des Kreissprechers wurde einstimmig L. Noack, Halle i. W. (früher Königsberg) wiedergewählt. — Ein großer Heimatabend konnte kaum die zahlreichen Besucher fassen. Die Gestaltung des Programms erfolgte durch die ostpreußische Jugendgruppe Gütersloh unter Leitung von Landsmann Rypka. In ihren schmucken Trachten mit dem aufgenähten Ostpreußenabzeichen eroberte sich diese vorbildliche Jugendgruppe die Herzen aller Besucher. Sauber und klangvoll sangen sie die ostpreußischen Lieder, mundartliche Gedichte wechselten in bunter Folge mit Volkstänzen. — Diese Darbietungen sollten gleichzeitig Anregungen geben für die Arbeit der Jugendgruppen im Kreis Halle, deren Leiter zu diesem Abend ebenfalls erschienen waren.

Lesen Sie

in unserer Januar-Ausgabe: Von Tannenberg nach Marburg: „Die Irrfahrt des toten Hindenburg". Ferner: E. T. A. Hoffmann an die „Ostpreußen-Warte".

Phil. 1,21. Denn Christus ist mein Leben und Sterben, ist mein Gewinn.

Gott, der Herr, rief heute mittag, 12.10 Uhr, aus diesem irdischen Leben zu sich in die Herrlichkeit meinen geliebten Mann, unseren treusorgenden Vater, den

Lehrer i. R.

Hermann Buczilowski

im 73. Lebensjahr.

Wattmannshagen, (Meckl.)
den 1. November 1950
früher Gr. Upalten, Ostpreußen

Emma Buczilowski, geb. Kienitz
Wattmanshagen
Laura Kubecka, geb. Buczilowski
Gr. Upalten (Ostpr.)
Helene Buczilowski,
Oberhausen-Sterade
Paul Buczilowski, Serrahn
Erna Buczilowski, Bad Münder

Die Beerdigung fand a. Sonntag dem 5. Nov. 1950, in Wattmannshagen statt.

Wo findet eine tüchtige Königsbergerin, 40 J. alt, schreibgewandt (Steno u. Schreibm.), geschäftstüchtig, vertrauenswürdig und zuverlässig, **einen guten Arbeitsplatz?** Arbeitsangebote erbitt.: Ww. Irene Hertel, (24b) Drage über Friedrichstadt/Eider, Kr. Schleswig.

Suchanzeigen

Laudsleute, bitte herhören!

Am 21. 12. 1950 begeht der frühere Magistratsbeamte i. R. Ernst Junghahn aus Königsberg Pr. seinen 90. Geburtstag. Er verlebt seinen Lebensabend bei seiner ältesten Tochter in Vollme (Sauerland). Wir wünschen dem Jubilar auch weiterhin alles Gute.

Dem Arbeitskameraden St.-Inspektor Eduard Kahl, der 1949 als letzter Kollege aus Kbg. kam, unsere herzlichsten Glückwünsche zu seiner Vermählung mit Frau Swinda Kahl geb. Heider.

Die Adressen der vielgesuchten Arbeitskameradinnen: St.-Sekr.in Ida Ritzkowski, Los Angeles, USA, Fetr. 50; Stenotypistin Puttkammer, Palästina, Tel Aviv, Staat of Israel. Allen Berichterstattern, die den techn. Stadtamtmann Carl Eberhardt hier als „tot" gemeldet haben, zur Kenntnis, daß dieser in Oberhessen lebt. Er kam 1948 aus Kbg.

Wir möchten unseren Arbeitskameradenfrauen und ihren Angehörigen, die heute noch in der Ungewißheit über ihren Ernährer leben, gerne helfen, den Vermißten der Stadtverwaltung Kbg. Pr. zu finden. Selbstredend sind wir auf die Mitarbeit aller Landsleute, die mit dem Gesuchten bis zur letzten Stunde zusammenwaren, angewiesen. Wir bitten daher uns noch mehr, wie bisher, durch eine Berichterstattung zu unterstützen. Unser Artikel in Nr. 7 dieses Heimatblattes ist daher nochmals durchzulesen und uns dann alles Wissenswerte mitzuteilen. Auf unsere Suchrundfunkreportage wird hingewiesen.

Wer kann nun weiter Auskunft geben:

St.-Insp. Herbert Wichmann: Nach Aussagen eines Zellenkameraden ist W. im Dez. 1945 erkrankt in eine Lagerkrankenstation in Kbg. überführt worden.

Franz Seidler: 1945 in Schneidemühl gesehen worden.

St.-Insp. Willi Ruth: Soll in Kbg. verstorben sein, widersprechende Berichterstattung?

St.-Amtmann Thiele: 1945 als Krankenträger im Sammellager Georgenburg bei Insterburg gesehen und gesprochen worden.

St.-Insp. Kurt Maertsch: Seine Spur ist bis Berlin verfolgt worden. Wer hat ihn dort gesehen oder gar gesprochen?

Angest. Gustav Schwarzrock: Bis zur Besetzung Kbgs. Wirtschaftsstelle für Bäckereibetriebe, Weidendamm.

Schwimmeister Friedrich Stein: Im Sammellager Georgenburg bei Insterburg wahrscheinlich verstorben? Frau Stein wird ebenfalls gesucht. Schwiegertochter voraussichtlich im Ruhrgebiet wohnend.

St.-Bauoberinspektor Paul Jürgens: War zuletzt beim Straßenbauamt tätig. Wer sprach Paul Jürgens 1945?

Hans Georg Wrona: Zuletzt Fahnenjunkerfeldwebel 3. Komp. Pi.-Batl. Ullrich von Hutten. Kämpfe bei Klautsch bei Dessau mitgemacht.

St.-O.-Sekr.in Hedwig Olivier: Zuletzt schwer erkrankt auf dem Dampfer Potsdam in Saßnitz auf Rügen angelangt. Der Dampfer soll späterhin gesunken sein. Ob Frl. Olivier vom Dampfer aus ins Krankenhaus Saßnitz gebracht worden ist, konnte nicht ermittelt werden.

Spark.-Angest. Else Neubauer: 1945 mit ihrer 82jähr. Mutter und 60jähr. Schwester Vorst. Langgasse 138 Ecke Unterhaberberg wohnhaft gewesen.

Schlosser Franz August Tietz: Zuletzt im Schiff- und Brückenbau beschäftigt. Letzte Dienststelle Schichau Contienen, Berliner Str.

Sparkassen Hauptrendant i. R. Otto Preuß: Am 14. 4. 45 auf der Flucht in Rauschen gefangengenommen. Abtransport nach St. Lorenz zu.

Techn. Lehrerin i. R. Frieda Kolbe: Wohnung Kummerauerstraße 23. Soll in Rauschen gsehen worden sein.

Weiter werden gesucht: St.-Insp. Wiegratz, St.-Bauinsp. Erich Albin, Architekt Julius Gnaß, Schmiedemeister Gutzeit (städt. Bauhof), Frau Milk (St.-A. 17), die städt. Brückenwärter Heinrich Schrade, Karl Groß, Richard Seidowski, Willi Fohrt, Josef Dehme, St.-Bauinspektor Werner, St.-B.-Ing. Fritz Borbe, Dr. Lotte Borbe (St. Kr.-Anst.), Fritz Harnisch (KW.S.), Schlosser Alfred Behrendt (KW.S.), Rektor Alfred Klugmann, Konrektor Neumann, Sparkassenangestellter Haak, Brückenwärter Richard Seikowski, St.-Insp. Willy Binder, St.-Insp. Alfred Schusterius, Angestellter Teophil, Obersekr. Gustav Krauskopf, Stenotypistin Hildegard Wennischkat, Stadtass.in Kerwin, Frau Klara Ballnus geb. Woydtke, Angestellter Lauschke, Amtsgehilfe Spitz u. Laukat, Heinrich Dehring, Walter Heinrich, Erwin Christian, Prokurist der Stiftung Carl Lechleiter, Lehrer Poschwalla, Angest. Jaschinski (KW.S.), Oberwachtmstr. d. Feuerlöschppolizei Albert Audehm, die Insp.-Anwärter Siegfried Ader, Erwin Gorska, Kurt Marzoch, Karl John, Kurt Wenning, Herta Lindtner verehel. Schlesiger, St.-Insp. Schlicker, Tierarzt Theodor Neumann, Hans Fröck, Prokurist d. Stiftung Bruno Wiemer (†?), Walter Kirbus, Angest. von Lawzewitsch (Grd.-Amt), von Lojewski, St.-O.-Insp. von Waschkowski, Franz Sauvan, Liesbeth Hein, Otto Fritsch, Peter Ruffim, August Bojahr, Herta Sebald, Richard Schmeer, Böhm, Wiesbaum, Franz Kuhn, Franz Kuhnert, Stenotypistin Erna-Irene Thimm, Ilse Kerstup (Grd.-Amt), Suttkus, vereid. Bücherprüfer, Familie Teschner der verstorbenen Buchhalterin Teschner.

Als weitere Toten wurden gemeldet: Frau St.-Insp. Kurt Martsch † 1947. Ing. Rosenthal † 1946, Maskenbildnerin Frau Kalwert geb. Fincis † 1945, Probenehmer u. Wäger August Schaner † 1946, Spark.-Angest. Erich Bunkowski, Dipl.-Ing. Wilhelm Seiffert, St.-O.-Insp. Emil Kalau, Waldemar Stoffregen † 26. 12. 47, Fürsorgerin Erna Schulze † 1946, Fürsorgerin Liesbeth Mühlhaupt † 1947, Fürsorgerin Forstreuter † 1945, St.-O.-Sekr. Slomka † 1945, Direktor der städt. Kunstsammlung Dr. Alfred Rohde, Standesbeamter Otto Schiemann und Frau, Angest. Samariter (Stiftung), Angest. Walter Braesch † 18. 8. 50, Brückenwärter August Fürst, Oberdesinfektor Gustav Kugge † 1945, St.-Sekr. Kramer † 1946, Brückenmeister Rudolf Metz, Lehrerin Preck, Stadtbaurat Dr. Ing. Rieck, St.-Insp. Willy Ruth † 12. 5. 45, Spark.-Abt.-Leiter Wilhelm Ressat, Brückenmeister Carl Pfeffer, St.-Insp. Alfred Schusterins † 26. 2. 45, St.-O.-B.-Insp. Paul Wiemer und Frau † 8. 4. 46. Bei etwa 58 Arbeitskameradinnen und -kameradinnen konnte der Tod nicht einwandfrei ermittelt werden. Nach weiterer Berichterstattung erfolgt dann die Namensnennung. Bei Anfragen stets Freiumschlag beifügen. Bestellungen für die gedruckte Anschriftenliste werden jetzt schon entgegengenommen.

Anschriftensammelstelle der Königsberger Magistratsbeamten,
-Angestellten und -Arbeiter:
(16) Biedenkopf, Hospitalstraße 1.

Feldpost-Nr. 22 298 B. Wer weiß etwas über **Christian Kalkbrenner,** Schützen-Regiment 912. Mitteilung erbeten an Dr. Kalkbrenner, Berlin-Tempelhof, Kanzlerweg 14.

Kurt Apsel, fr. Kbg., Kohlhof, sucht seine Tochter **Christel Apsel,** geb. 18. 4. 37 in Königsberg. Sie fuhr 1947 mit mehreren Frauen u. Kindern nach Kowno und soll dann ca 80 km über Land gegangen und von einem litauischen Bauern aufgenommen worden sein. Frau Minna Herholz hat sie mehrmals im Kreise Mariampol bei Kowno aufgesucht. Wer kennt die Anschrift von Frau Herholz und kan mir Nachricht über den Verbleib meiner Tochter geben. Nachricht erbeten nach München 25, Gaisacherstraße 8 bei Edelmann.

Herbert Weller-Metgethen, geb. d. 18. 1. 1901. Habe seit Januar 45 keine Nachricht und bin für jede Auskunft dankbar. Erika Weller, (3b) Kloster auf Hiddensee, Bez. Rügen.

Rosa Alice Reich, geb. Timmler, geb. 2. 12. 08, aus Königsberg, Unterlaak 24, zuletzt im Febr. 45 in Stolp (Pomm.), wird gesucht von Anna Ludigkeit geb. Posner, Kiel, Eckernförder Allee 33, I.

Städt. Höhere Mädchenschule Roessel. Alle ehem. Schülerinnen werden gebeten, sich unter Angabe ihrer alten und neuen Anschriften sowie Geburtstag und -ort, Schulzeit usw. zu melden bei Kathi Volquards geb. Tresp, Hamburg - Duvenstedt, Specksaalredder 55.

Achtung! Wer kennt **Isolde-Helga Eckert,** geb. am 11. 10. 26 vom Reichssender Königsberg. Wer hat sie nach dem 8. 4. 45 noch gesehen? Wer kennt **Albert-Otto Eckert,** geb. am 10. 8. 92 vom Generalkommdo. Königsberg. Wer hat ihn nach dem 26. 1. 45 noch gesehen? Um Nachricht bittet die Ehefrau und Mutter Marie Eckert, Göppingen, Eberhardtstr. 27.

Heimkehrer! Wer kämpfte im März/April 1945 in Gr. Heydekrug oder Metgethen bei Kbg. und ist dem Gefr. **Erich Bartsch** aus Kbg. geb. 23. 4. 07, Stab Feldp.-Nr. 25 137 E begegnet? Letzte Nachricht aus Gr. Heydekrug 18. 3. 45. Nachrichten erb. an R. Bartsch, Einbeck (Hann.) Wilhelm-Henze-Str. 2.

Gesucht wird: **Joh. Bartoschewitz** aus Dimussen, Kr. Johannisburg. **Rudolf Bartoschewitz,** Dünen, Kr. Johannisburg. Zimmermeister Gustav **Robionek und Sohn Ernst, Driegelsdorf, Krs. Johannisburg,** Auskunft erbeten an Gustav Bartoschewitz, Riedenburg, Burgstraße 144 Obpf.

Suche **Frl. Eva Harbrucker** aus Gr.-Stangenwalde, Kreis Gumbinnen für Werner Rempel, früher Braunsberg (Ostpr.), Steinstr. 5, jetzt (19b) Ilsenburg (Harz), Mühlenstraße 16, Behelfsheim 2.

Juditten-Turnersruh. Wer weiß etwas von meinen Eltern **Adolf u. Maria Schumacher,** geb. Schmauks zuletzt wohnhaft in Turnersruh Usdauer Weg 15. Letzte Nachricht Febr. 1946. Daselbst wohnte auch meine Schwägerin Maria Schuhmacher geb. Bade, stammte aus Westfalen und hatte ihr Söhnchen Siegfried bei sich. Nachricht erb. Frau E. Hildebrandt, München 68 Ludwigsfeld, Haus 25.

Thomaten, Kr. Elchniederung. Ich suche meine Mutter Frau **Auguste Fiedrich** geb. Podien, geb. am 21. 1. 1874. Soll vom Volkssturm in Heinrichswalde, Kr. Elchniederung verladen worden sein. Seitdem fehlt jede Spur. Nachr. erb. an Frau Emma Westphal, München 68, Ludwigsfeld, Haus 25.

Kurt Rusch, Stadtinsp., geb. 2. 11. 1894 in Kbg. Letzte Wohnung Kbg., Baczkostr. 45. Tätig bei der Königsb. Stadtverwaltung (Kriegsschädenamt Vogelweide). Wer kann über seinen Verbleib Auskunft geben u. wer war mit meinem Mann noch kurz vor der Kapitulation zusammen? Nachr. erbeten an Frau Erna Rusch, Schwäb. Gmünd, Rechbergstr. 4.

Feldpost-Nr. 41 140! Wer kennt Angehörige dieser Feldpostnummer, die zuletzt im Raume Zinten (Ostpr.) gekämpft hat und wer kann Angaben über Obltn. v. Fournier machen? Nachr. erb. an Frau v. Fournier, Göttingen, Düstere Eichenweg 35.

Richard Geffke und Frau, früh. Kbg., Neuroßg. Schulstr.; **Willi Woschnowski u. Frau, Kbg.,** Wurstfabrik Speichersdorf, werden ges. von Albert Lutz, Bregenz, Bahnhofstr. 25.

Suche meine Schwester, Oberlehrerin **Ruth Mietzki,** geb. 28. 10. 97 zu Mühlhausen Kr. Pr.-Eylau. Zuletzt wohnhaft in Kgb., Schrötterstraße 10. Letztes Lebenszeichen vom Febr. 47 von dort. Wer von den 1948 Herausgekommenen kann Auskunft geben. Nachr erbeten an G. Mietzki, Pfarrer, Ötlingen, (Württemberg) Tobelstr. 6.

Geschwister Gessat, Skaisgirren (Kreutzingen), Tilsiterstr. Wem ist etwas über das Schicksal der Geschwister bekannt? Nachr. an Ernst Zirpens, Berlin-Lichterfelde-Ost, Bahnhofstr. 9.

Frau Emmy Woweries, fr. Reimannsfelde b. Treuburg wird ges. von Lisbeth Köppel, Offenberg, Kameradenweg 5.

Gesucht werden: Dipl.-Ing. **Camillo Döring und Frau Minna** geb. Korittke, Rechtsanwalt **Radke,** alle wohnhaft Kbg., Lawsker Allee 10, **Bertha Holz und Familie,** Kbg., Sudauer Weg; **Georg und Luise Rochna** aus Kr. Pr.-Eylau; **Else Matzdorf,** Lehrerin aus Kbg., Vorder Tragheim. Nachr. erb. an Walter Besser, 17 b, Staufen i. Br., Hauptstraße 65.

Wer weiß etwas über **Walter Rohse und Hermann Bark,** Kbg., zu berichten? Nachr. erb. an Otto Ott, Worpswede/Ostendorf 11 b. Bremen.

Max Klimmey und Frau Emma sowie **Frau Gertrud Reimus** geb. Klimmey, alle bis Weihn. 44 wohnhaft in Kbg., Herzog-Albrecht-Allee 20; Pflegesohn **Heinrich** od. **Heinz Mannke,** zuletzt unter den Russen in Ostpr., dann nach Litauen oder Polen gekommen; **Fr. Minna Kühn,** Friseuse, wohnh. zuletzt in Insterburg, werden gesucht von Frau Maria Jackstien, geb. Beckmann, Mörs/Rhld., Alexander-Straße 34.

Wer mit meinem Mann **Fritz Brausewetter,** geb. 26. 10. 96 in Goldschmiede (Tannenwalde) bei Kbg. zusammen? Zuletzt im Krankenhaus Ragnit gewesen. **Wer kann über seinen Verbleib oder Tod Auskunft geben? Wer kennt meinen Sohn Horst Brausewetter,** geb. 24. 3. 27 in Goldschmiede, letzte Nachricht Jan. 46 aus dem Lazarett Gefangenenlager Georgenburg b. Insterburg. Letzte Einheit: R.A.D. Jede Nachricht erbeten an Frau Helene Brausewetter, (14a) Heilbronn/Böchingen, Großgartacherstr. 23, bei Husser.

Wer kann Auskunft geben über **den Verbleib meines Mannes Kurt Walter,** geb. 1902, aus Wehrkirchen Kr. Goldap. Er gehörte Anfang März 1945 einem Regiments-Stab an, der in der Nähe von Braunsberg lag. Elfriede Walter, Herberhausen 116, Krs. Göttingen.

Königsberger! Karl Klautke, geb. 1892, Reichsbahn-Obersekr., soll v. 45—47 bei einer russ. Kommandantur als Tischler gearbeitet haben, vermutlich in Rosenau oder Aweiden. Wer kann Auskunft geben? **Nachr. über Verbleib erbeten an** Frl. Else Klautke, (23) Oldenburg **(Oldenburg), Am Alexanderhaus 112**

Herbert Gieschke, geb. 2. 2. 24, Kgb., Hardenbergstr. 9; **Wolfgang Matzkeit, geb. 19. 10. 23, Kbg.,** Steindamm 45; **Heinz** Teuchert, Kgb., Mühlenstr. 19; **Rudi Hübner,** Kgb., **Monkengasse 3 u. Rüdiger Kühn,** Kgb., Am Fliess, werden — nähere Angaben können leider nicht gemacht werden — gesucht von Frau Helene David, (22a) Oberhausen (Rhld.), Schladstr. 5.

Walter Hans Latki, zuletzt bei einer Kavallerie-Abt. in Ostpr., wohnhaft Königsbg., Schrötterstr., wird gesucht von Günther Obitz, Karlsruhe-Durlach, Dornwaldstr. 15

Wilhelm Rogalla aus Osterode, Blücherstraße 5, wurde 1945 trotz seiner 73 Jahre aus seiner Wohnung aufs Land zur Arbeit getrieben und soll dabei umgekommen sein. Ort und Zeit unbekannt. Wer weiß etwas von ihm? Für jede Nachricht dankbar: Frau Meta Struwecker, geb. Rogalla, jetzt (14b) Wannweil b. Reutlingen, fr. Königsberg (Pr.), Schindekopstr. 26.

Elbinger! Wer kann Auskunft geben über **Max Oppermann,** Bismarckstr. 3? Inh. der Fa. Drogen und Chemikaliengroßhandlg., Roßwiesen, sowie Ehepaar Fritz und **Frieda Rücker,** Wohnung: Maßstraße 8. R. war Kassierer bei Schichau. Nachr. erbet. an Leo Nitsch, Hamburg I, Steindamm 3, II.

Wer kann Näheres über das Schicksal meines Vaters, Reg.-Ob.-Insp. **Bruno Siebert,** zuletzt beim Landesarbeitsamt Kbg., Beethovenstraße, berichten? Er ist am Kap.-Tage (8./9. 4. 45) noch dort gesehen worden und angeblich in russ. Gefangenschaft geraten. Wer kann Auskunft geben über meinen Bruder, den Gefr. Ulrich Siebert, geb. 10. 3. 1921, **letzte Feldpost-Nr. 44 314** vermißt seit dem 27. 12. 1943 im Raume Witebsk. Nachr. erb. an Hildegard Siebert, Uslar/Solling, Graftplatz 6.

Wer kann Auskunft geben über das Schicksal der Pfarrer-Witwe **Helene Rauch,** Kbg., Preyler Weg 12? Zuletzt gesehen worden Weihnachten 1945. Soll sich bei Pfarrer Lackner, Altst. Gemeinde ? zuletzt aufgehalten haben. Nachr. erbittet Frau Helene Barwinski, Lülsdorf-Feldmühle (22c) über Troisdorf Rhld.

Friedrich Laaser, geb. 18. 12. 1889, aus Kbg., Arbeiter beim Heeresverpflegungsamt, zuletzt Feldpost-Nr. 36 100 FVA, soll im Frühjahr 1945 in Kbg., Dohnastr., in russ. Gefangenschaft geraten und wahrscheinlich nach Stablack gekomm. sein. Nachricht erb. an Frau Auguste Laaser, (23) Rastede (Oldbg.), Knoopstr. 107.

Wer kann Auskunft geben über meinen Mann **Gotthardt Michel** aus Liebenau, Kr. Pr.-Eylau, zuletzt als Gefr. Danzig-Langfuhr, Leibhusarenkaserne. Einzige Spur Hauptgefangenlager Minsk, Sommer 1945. Nachricht erb. an Gertraud Michel, geb. Poetz, Schlamersdorf über **Bad Segeberg,** Pastorat.

Wer kann über den Verbleib m. Bruders **Ekart Graf Kalnein,** Schloß Domnau Ostpr. Auskunft geben? Er soll im Jahre 1945 im Gefängnis Pr.-Eylau gesehen worden sein. Nachricht erb. an Frau von Alvensleben, Göttingen, Klinkerfuesstraße 48.

Wer kann mir bescheinigen, daß ich zusammen mit Frau **Chucher** Besitzerin des Hotels Kaiserhof u. der dazugehörigen Bäckerei und Konditorei gewesen bin? Das Geschäftsgrundstück lag am Marktplatz 29 in Bartenstein. Frau Charlotte Wartenberg, München, Implerstraße 56 b. Friedrich.

Stalingradkämpfer! Wer kann Auskunft geben über Obergefr. **Walter Jurkschat** aus Tilsit, Feldpost-Nr. 15 693 B, vermißt seit 6. 1. 1943 Stalingrad. Nachr. erb. Frau Elly Jurkschat, bei Krause, Glückstadt, Elbe, Ballhausstr. 17.

Ermländer, Heilsberger! Wer kann Auskunft geben über Oberstraßenmeister a. D. **Theodor Thiel,** Heilsberg. Wer sah ihn bis Herbst 1945 in Knipstein, bei Fam. Königsmann? Wer hat ihn an der Kapelle beerdigt? — Kassenbeamter, Gefr. der Res. **Konrad Thiel, Heilsberg,** Standort Jan. 1945: Hindenburg-Kaserne Deutsch-Eylau, Pzj.-Ers.-Ausb.-Komp. 491 oder 2. Komp. Gren.-Ers.-Ausb.-Btl. 493 zusammen mit Ofdw. d. R. Lehrer Grühn Gr. Lemkendorf, fr. Krekollen; — Landwirt **Ambrosius Czinczoll-Berwernick?** Nachricht: Frau Anna Thiel-Bonn, Rittershausstr. 2.

Wer kann Auskunft geben über Fr **Rose Hasenpusch,** geb. 24. 11. 78, wohnhaft gewesen Bewernick, Krs. Heilsberg b. Fam. Ozinczoll. Letzte Nachricht v. März 45 aus der Gegend von Danzig. Wer war mit **Fam. Ozainczoll und Fr. Hasenpusch** im Treck zusammen und weiß über deren Schicksal. Fr. Agathe Ozinczoll bei Danzig **verstorben. Nachricht erbittet gegen Erstattung der Unkosten Horst Hasenpusch** (13b) **Donstetten,** Krs. Münsingen.

Behrendt, Alfred, Kan., geb. 16. 11. 1902, a. Königsbg. Pr., Karpfenweg 6a, **Feldp.-Nr. L 38 914** Lgpa. Dresden. Letzte Nachr. v. 24. 2. 45. **Behrendt, Harry, Gefr., geb. 16. 6. 1926** aus Königsberg Pr., Karpfenweg 6a, Gr. Rgt. 528, Feldp.-Nr. 15 368 B. Letzte Nachricht vom 11. 1. 45. Gesucht von Gertrud Behrendt, (19b) Güsen Bez. Magdeburg, Breiter Weg 107.

Marie und Else Unterberger, Lehrerinnen in Königsberg, Hammerweg 4, nach Zerstörung der Wohnung im April 1945 in Brahmsstraße 19, werden gesucht v. Charlotte Arndt, Berlin-Charlottenburg, **Kuno-Fischer-Straße 14.**

Suchanzeigen kostenlos

Von allen Beziehern der Ostpreußen-Warte, die noch immer im Ungewissen über das Schicksal ihrer nächsten Angehörigen sind, nehmen wir Suchanzeigen kostenlos auf. Wir wollen in unserem bescheidenen Rahmen mit dazu beitragen, Aufklärung über den Verbleib unserer vermißten Landsleute zu schaffen.

Elchland-Verlag. Anzeigen-Abteilung

„Wo die Glocken hängen" / *Aus einem noch unveröffentlichten Ostpreußenroman von MARGOT PODLASLY*

Die Nacht war wie vor allem Ende, undurchsichtig und schattenlos, weil es keine Sterne gab und keine Straße, also auch keine Ferne und kein Ziel. Die Schneemassen hatten alles zugedeckt, was wegweisend sein konnte. Ein eisiger Ostwind zerfegte die Luft und wirbelte Schneestaub und noch immer fallende Flocken durch die starrhängende nächtliche Reglosigkeit.

Und doch war eine Bewegung da — ein, nein zwei Leben. Unförmig kämpften sich die Gestalten durch das wütende Sturmtreiben. Riesenhaft nahmen sie sich aus und waren doch nur — — eine Frau und ein Kind. Sie stöhnten bei jedem Schritt, den sie machten, und stemmten die Oberkörper schwer vor. Das Kind schluchzte hin und wieder, aber es sagte nichts. Und das Schluchzen war auch nur wie ein Hauch, der in der Luft hart wurde und still. Die Mutter stemmte sich voran, das Kind stampfte willenlos nach.

Jetzt bekam die Richtung Bäume. Links und rechts. Es schien also doch eine Straße zu sein, die die beiden schritten, und mit den Bäumen, die nur an den unteren dicken Stäm-



Die ostpreußische Schriftstellerin Margot Podlasly

men dunkel und sichtbar waren, wurde der Kummer des Kindes still. Es begann zu zählen: eins, zwei, drei, — vier — fünf — Doch — wie unsinnig. Es gab das Zählen wieder auf. Heiß und müde ward es ihm im Kopf, aber die Hände und Füße fühlte es kaum noch vor Frost.

Plötzlich wurde die Frau langsamer, und das Kind kam aus dem harten Tempo und taumelte. Die Frau griff nach hinten, hielt das Kind und blieb stehen.

Aus der Ziellosigkeit vor Mutter und Kind tauchten Schemen auf, die aufwuchsen zu beängstigenden Schatten. Sie steigen aus dem Schnee links von den Bäumen der Straße und waren wirkliche Lebewesen, einige von den vielen bösen, die zählebig sind und denen solche Nächte das geben, was den guten aus lichten Stunden wird.

Die Männer hatten unförmige Pelze an und schiefe Mützen auf, und einer hatte einen mächtigen Bart. Und der mit dem Bart kam so nahe heran, daß die Frau rückwärts stolperte in ihrer Angst.

Ein Licht blendete kurz auf. „Sie sind es nicht", knurrte eine Stimme, sie fluchte. „Kommt!" Die Schar wandte sich, verdichtete sich unter den Bäumen wieder zu einem einzigen großen Schatten und versank im Nichts.

Das rasende Hämmern in der Brust des Kindes ließ nach, als der krampfhafte Griff der Mutter sich lockerte. „Herr Gott", zitterte es aus der Frau, aber erleichtert, befreit und irgendwie dankbar.

Des Kindes dunkle Augen waren abgründiger als die schreckvolle Nacht, weil sie aufgescheucht und vergrübelt waren. Aber das konnte die Mutter nicht sehen; nicht am Tage, weil sich das Kind dann meist in sich selbst zurückzog, nicht in der Nacht, erst recht nicht in dieser, weil es dann finster war und keiner die weiten Blicke sehen konnte, mit denen das Kind alle Ziellosigkeit zu durchstreben suchte.

So machten die Zwei ihren Weg weiter. Voran die Frau, dicht hinter ihr das Kind mit gesenktem Kopf. Es stöhnte jetzt nicht mehr und schluchzte nicht und war auch gar nicht mehr müde. Es dachte. Nicht wie die Erwachsenen denken, sondern eben wie ein Kind denkt.

Wenn wir Angst haben, ist kein Unterschied zwischen Mutter und mir — dann haben wir Angst und sind beide ganz klein. Und wenn wir beide angstvoll und klein sind, dann sind wir nicht mehr Eines, sondern zwei Menschen, die allein sind, jeder um sich selbst bemüht. So dachte das Kind, und es kam in seinem Innern nicht weiter; es war ratlos. Irgendetwas machte ihm das Herz schwer. Eine große Traurigkeit breitete sich über seine Seele.

Der undurchdringliche Wirbel um Mutter Kind wurde weißer. Die Bäume riesten sich auf. Aus der Unwegsamkeit wuchsen Lichter. Erst einzelne, dann viele, dann eine ganze Kette.

„Das Dorf", sagte die Mutter und atmete tief auf.

Die Schranken in der Kurve am Bahnstrang reckten sich steil hoch in die Nacht. Die kleinen Laternen an ihren Spitzen schaukelten. Das Fenster des Bahnwärterhauses schaute hellerleuchtet und beruhigend zu ihnen her. Aber das Kind blieb traurig. Es ging stumm und still durch das Dorf, trat stumm und still in das lange niedrige Haus, in den kleinen mit Ziegelsteinen gepflasterten Flur und in die Stube, in der die Mutter mit vieler Mühe die ewig schwelende Lampe anzündete. Das Kind stand eine Weile reglos. Dann schüttelte es sich heftig. War Zorn oder Angst oder Abwehr in seinen Augen?

Mit eckiger Bewegung riß es den Mantel auf, zog ihn aus und warf ihn auf den Ofen. Die eisige Kruste des Manteltuches zischte. Bald dampfte es und tropfte. Die Mütze flog hinterher.

Es war ein rundbäckiges Mädchen, das nun in der Stube stand, und Johanna hieß es; denn eben rief die Mutter kosend: „Janina!" Und das Kind schüttelte noch einmal das feuchte lange Haar und ging in die Küche.

Die niedrige Stube, die die Kräutners bewohnten, und die schmale Kammer dahinter, hatte sich seit einigen Tagen verändert. In der Kammer standen auf weißgescheuerten Fußbrettern Schüsseln mit braunem Backwerk, dünne duftende Blättchen in verschiedener Form, und auf der blankgeputzten Truhe, unter weißen Tüchern verborgen, roch es nach dem Festfladen und dem Mandelkuchen. Neben der Nähmaschine und dem Kinderbett in der Wohnstube spreizte ein Tannenbaum seine Zweige. Seine Spitze stieß an die weißgekalkte, balkige Decke. Noch fiel etwas Taglicht in den stets sonnenlosen Raum, und die Schatten des Baumes, den sie aus der großen Forst hinter dem Fuchsberg geholt hatten — von dort wurden alljährlich um diese Zeit die Christbäume auf langen Leiter- oder Kufenwagen in das Dorf und in die Stadt gefahren — drückten sich auf die braun und gelb gefleckte Wand und verdeckten das breite Ehebett mit dem Klöppelspitzentuch darüber und das Kand Janina, das neben dem Bett an der Erde hockte. Das Mädchen hatte die Kniee hochgezogen und ließ von ihnen bunte Glaskugeln in den Schoß rollen. Manchmal verhielt es, lehnte den Kopf rückwärts gegen das Bett, schloß die Augen und stieß die Luft ruckartig aus den Lungen. Der kleine Mund mit der strengen Oberlippe und der eigenwilligen Nase darüber war dann leicht geöffnet und zeigte weiße, feste Zähne. Das Kind sah in dieser Stellung wie ein Tier aus, das gehetzt wird, und das sonst warme bewegliche Gesicht war hart und ablehnend und der schmale Körper irgendwie sprungbereit.

Es war still in der Stube. Nur aus der Röhre des braunen Kachelofens zischte es ab und an und langsam zog von dorther der herbsüße Geruch von schmorenden Äpfeln.

Als es ganz dunkel geworden war, reckte sich Janina aus ihrer engen Stellung und ging zum Fenster. Die Glaskugeln kollerten zu Boden. Sie achtete nicht auf sie. Was ihre Aufmerksamkeit nicht mehr fesselte, wurde von ihr vergessen. Alle Dinge waren nur dazu da, um ihr zu dienen, wenn sie es wünschte und verlangte. Am Fenster stand sie und starrte mit zusammengezogenen Brauen und angestrengten Augen hinaus, bis sie auf dem Flur die Stimme der alten Frau hörte, die nebenan wohnte. Ihr Gesicht wurde hell. Die alte Frau sang. Eigentlich war es kein Gesang, sondern ein Summen mit halber Stimme. Janina kannte die Weise. Es war ein Steppenlied. Karl Unterfeld, der alte Mann, hatte es aus Rußland heimgebracht, damals, als seine erste Frau gestorben und er ausgezogen war, den Tod zu suchen, weil ihm das Leben leid war. Janina liebte dieses Lied; es ließ so viel Weite offen und weckte tausend Träume und rückte die Ferne ganz nah — man durfte nur die Hand ausrecken.

„Streckt eure Leiber, schlaget die Hufe,
Flieget ihr Rösser, die Steppe ist weit!
Fühlt ihr die Sehnsucht, hört ihr die Rufe?
Mich treibts in die grüne Unendlichkeit."

Janina sang mit leiser Stimme mit. Sie war angenehm dunkel, die Stimme, gar nicht wie bei einem Kinde.

So begann der Weihnachtsabend im langen Hause an den beiden Dorfteichen. In allen Wohnungen des Hauses sang man schließlich das Steppenlied; die die Wände waren durchlässig, sie gaben schnell weiter. Oben bei Zelters erklang es schließlich dreistimmig, von Mann, Frau und Tochter gesungen. Da horchten die anderen und wurden still.

Janina war in den Flur und in die kleine Küche geschlüpft, wo die Mutter an einer Suppe rührte und Bratkartoffeln auf einer mit Räucherkanten gefetteten Pfanne briet. Es roch ein wenig arm und brenzlig.

„Wo ist Vater?"

„Er wird gleich hier sein, Kind."

„Und wenn er nicht kommt?"

Die Frau rührte heftig in der Suppe. Der dicke Dampf schlug ihr ins Gesicht. Es war feucht, als sie es endlich dem Kinde zuwandte, auch an den dunklen Wimpern hingen Tropfen. „Dann werden wir eben allein die Pfeffernüsse essen müssen. Du weißt, Vater kann auch an Festtagen nicht immer zu Hause sein." Ihre Stimm verlor sich murmelnd. „Die Arbeit — die Arbeit — — —"

„Das Geld!" stieß das Kind haßerfüllt hervor. Es wandte seine bösen Augen der Haustüre zu, die sich plötzlich aufgetan hatte und einen kleinen breiten Mann einließ. Er hatte ein rundes, rosiges Gesicht, und eine Nickelbrille blitzte unter der Pelzmütze, die sofort vom Dampf aus der Küche beschlug. Die dicke grünliche Joppe hatte unter dem Kind bereiften Rand und die hohen Schaftstiefel waren voll Schnee.

„Guten Abend!" sagte eine klingende Stimme. Er stampfte heftig den Schnee von den Füßen. Dabei quoll unvermutet ein warmes Lachen aus ihm heraus.

„Was schaust du so schwarz, Johanna,"

„Onkel Albert!"

„Na also, Mädchen. Fröhlich soll die Christenheit sein!" Er schälte sich umständlich aus der Jacke, hing sie an einen Nagel zwischen Stricken, Kästen und altem Arbeitszeug, und trat dann zu der Frau.

Deren schmales verhärmtes Gesicht war durchleuchtet von herzlicher Freude und war wundersam schön geworden. Diese Schönheit machte den Ankömmling betroffen und scheu. Er vergaß Anna Kräutner die Hand zu geben, zog die Nickelbrille von der Nase und putzte sie umständlich. Sie wollte so gar nicht wieder — — —

„Hier nehmen sie", sagte die Frau und reichte ihm die irdene Schüssel mit der dampfenden Suppe. Sie lachte. „Die Brille gehört aber auf die Nase" — der Mann hatte sie in seiner Verlegenheit auf das Bort für die Kochtöpfe legen wollen — und sie legte ihm eigenhändig die Nickelbrille hinter die Ohren und rückte die Gläser auf der leicht gekrümmten Nase des Mannes zurecht.

„Siehst du, Janina, nun haben wir einen Gast zum Abendbrot." Sie gab dem Mädchen die Pfanne mit den Kartoffeln. „Geht in die Stube, ich stelle nur noch das Teewasser auf."

Alleingelassen in der winzigen Küche, lehnte Frau Anne plötzlich den Kopf gegen den Türpfosten und weinte. Sie wußte selbst nicht warum; denn sie war gar nicht mehr traurig.

Das Feuer knisterte im Ziegelofen, und der eben aufgesetzte Topf knallte jedesmal hell, wenn ein Tropfen in die Flamme fiel. Anne Kräutner fuhr sich mit dem Leinentuch, das neben der Tür hing, über die Augen und schrob den Docht der kleinen Lampe herunter. Gott sei Dank, nun würde Janina einen schönen Weihnachtsabend haben!

So gab es denn nach Suppe und Kartoffeln die Äpfel aus der Röhre. Der Baum zwischen Nähmaschine und Kinderbett roch nach Wald und Moosen. Janina reckte sich an der Tanne in die Höhe und steckte mit einem Span die Lichter an. Ganz oben machte es der Mann. Sie sagten bei jeder Kerze einen Reim, sinnige

Ein Lied von drüben

Ein Lied von drüben, ach höre ihm zu,
Ein Englein singt Dein Lied zur Ruh,
Ein Lied, ein Lied von drüben.

Von drüben kam's, aus der Ewigkeit.
Nun nimmt's auf sich all Angst und Leid,
Ein Lied, ein Lied von drüben.

Nimmt auf sich all Kummer, Sünde und Not,
Geht über die Erde bis in den Tod,
Ein Kindlein, ein Kind von drüben.

Und wissen wir nicht, wohin wir gehn,
So wird es uns helfend zur Seite stehn,
Hör' immer sein Lied von drüben.

Die Weihnacht ist's, die uns dies beschert,
Wo immer ein Herz nach Hause begehrt,
So hilft uns dies Lied von drüben.

A. M. v. Schwartzkoppen

und solche, die voller Übermut waren. Die Verse machten sie selbst, und der Mann wunderte sich, daß das Kind alles so spielerisch herausschüttete. Anne Kräutner trug inzwischen die braunen Kuchen auf den Tisch und ein kleines Schälchen mit selbstgemachtem Marzipan.

„Ich habe auch noch etwas", rief munter der Mann, sprang in den Flur, daß sie Fülle bebte, und kehrte mit drei großen Tüten zurück. Die Nüsse rollten auf den Tisch, und die Feigenringe und Rosinen und Äpfel und Apfelsinen und allerlei buntes Zuckerwerk. „Nun halte dich ran, Mädchen Johanna, Weihnachten ist's, und ich will blanke Augen sehen!"

Janina aber war in die Kammer gegangen. „Sie holt die Zupftrommel", sagte die Frau. Das war ein eigenartiges Instrument, welches der Vater vor Jahren selbst gebaut hatte. Man konnte vielstimmig auf ihm spielen, und in der Trommel summte es dazu dunkel. Dieses Instrument hielt sie dann auch in der Hand, als sie wiederkam. „Hier, Onkel", und sie reichte es ihm, „spiele und singe dazu, singe von der Heiligen Nacht und dem Kind aus Bethlehem!"

Der kleine Mann nickte. Er setzte sich zurecht, hüstelte, und ließ einen verhaltenen aber herrlich reinen Ton hören, wie man ihn von diesem einfachen Manne nicht erwartet hätte. Das Kind ging zur Mutter. „Und der Vater kommt nicht." Es war kein Haß mehr, aber viel Traurigkeit in diesen Worten. Und es legte sich auf die Bank am Ofen und bekam wieder seine weiten Blicke.

Der kleine Mann sang, und sein Herz schwang mit, und die Zupftrommel summte, und draußen läuteten die Weihnachtsglocken.

Frau Drossel / *Ein altes ostpreußisches Märchen*

Frau Drossel blickte glücklich auf ihre fünf süßen Kleinen, die eben aus dem Ei geschlüpft waren. Da ertönte die Stimme des Vetter Fuchs vom Fuße des Baumes: „Frau Drossel, wirf mir doch eins von deinen Kinderchen hrunter!"

„Aber ich denke gar nicht daran", rief erschrocken Frau Drossel.

„Dann hacke ich dir das Bäumchen ab und fresse alle fünf" drohte der Fuchs.

„Ach, lieber Vetter Fuchs, laß mir doch meine Kinderchen, such dir etwas anderes für deinen Hunger", flehte die flatternde Vogelmutter.

Doch der Fuchs drohte immer wieder. Und schließlich warf die arme Frau Drossel weinend eins ihrer Kinderchen hinunter. Der Fuchs trollte sich schmatzend davon.

Da besuchte die Muhme Krähe Frau Drossel.

„Warum weinst du denn so", fragte sie.

„Soll ich denn nicht weinen, der Vetter Fuchs hat doch eins von meinen Kinderchen gefressen".

„Warum gabst du es ihm denn", tadelte die Muhme.

Schluchzend erzählte Frau Drossel, daß der Fuchs gedroht hätte, ihr Bäumchen abzuhacken und alle fünf zu fressen.

„Aber er hat doch gar keine Axt", sagte Muhme Krähe.

Am nächsten Tage kam der Fuchs wieder zu Frau Drossel.

„Gib mir wieder eins von deinen Kinderchen", rief er übermütig.

„Nie wieder, du böser Vetter Fuchs", antwortete Frau Drossel stolz.

„Dann hacke ich dir dein Bäumchen ab".

„Du hast keine Axt, Fuchs." Dann hole ich mir eine", schrie der Fuchs wütend.

In großer Angst blieb Frau Drossel in ihrem Nest bei ihren vier Kinderchen.

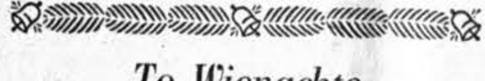
Da kam wieder die Muhme Krähe vorbei. Als ihr Frau Drossel ihr Leid klagte, beruhigte die gute Krähe sie: „Ich werde den Vetter Fuchs schon kriegen."

Der Fuchs hatte sich unter einen Baum gelegt und schlief. Da stieß die Muhme Krähe auf ihn herunter und hackte ihm beide Augen aus. Schnell schnappte der Vetter Fuchs zu und hielt die Krähe fest.

„Bitte, bitte, lieber Vetter Fuchs, laß mich doch noch einmal an einem Federchen tanzen", flehte sie.

„Das Vergnügen kannst du haben", sagte der Fuchs, umso besser wirst du mir schmecken". Und er ließ die Muhme Krähe an einem Federchen tanzen.

Plötzlich riß sich die Krähe los und flog davon. Und nie wieder fand der blinde Fuchs den Weg zur Frau Drossel. **Gertrud Ulrich**



To Wienachte

Ach Christkind, leew Christkind erbarm die, erbarm,
Din Leew mokt ons reek, din Licht mokt ons warm.
Ach Christkind, onat Heimat dee häw wie verlore
Un du best im Stall underwejes jebore.
Du häwest inner Kripp mangkem Stroh jeleje
Ower dat bracht ons Seje far allerweje.
Die weetst wie dat is un du kannst ons dat lehre
Mang trurigste Tied dem leew Gottke to ehre.
Nu bidde wie di, schenstet Herrgottskind,
Bliew bi ons, ok wenn wi verloate sind
Un leit ons met dine warme Hand
In onst leewet, verloarenet Heimatland.

Erminia v. Olfers-Batocki

Humor aus Ostpreußen

Zur Zeit unserer Großeltern, noch vor der Jahrhundertwende, war es auf dem Lande so üblich, daß der Geistliche während des Winterhalbjahres in den kleinen Orten seiner Gemeinde Bibelstunden abhielt, an die sich meistens eine Unterhaltung zwischen dem Seelsorger und seinen Gemeindemitgliedern über den Katechismus schloß.

So wurde auch eines Tages der Herr Pastor auf unserem Familiengut erwartet, und mein Großvater nahm Bezug auf den kommenden Abend, indem er zu dem alten Schäfer sagte: „Na, Klink, heute kommt ja unser Herr Pfarrer. Kennen Sie denn auch noch die Gebote?"

„Die Jeboterchens, gnädjes Herrke, joa, de kann eck, oawer de Was — is — dasserchens, de kann eck nich mehr!" **E. K.**

*

Heute ist auch auf dem Lande das Auto ein selbstverständliches Beförderungsmittel für eilige Leute. Früher aber hatten Ärzte und Tierärzte nur Kutschpferde und fuhren mit dem Wagen über Land. Auch unser Doktor machte eine weite Überlandfahrt. In einem Dorfkrug wird Station gemacht, um die Pferde zu tränken. Unterdessen begibt sich der Doktor in die Gaststube. Nacn einiger Zeit tritt der Kutscher herein und meldet: „De Peerd hebbe sich sattgesoape, wenn de Herr Doktor ok so wiet es, könne wie all foahre!"